Die

Sieben Todsünden.

Nach **Eugène Sue**,

von

Friedrich Lubojatzky.

Erster Theil.

Grimma,
Druck und Verlag des Verlags-Comptoirs.

1846.

Die Hölle und ihre Tribunen.

Eine düstere, graue Nacht liegt über der Erde.

In den Lüften rauscht es.

Dies Rauschen bricht sich an dem verwitterten Gestein der öden Felsgegend.

Die Apenninen haben keine schauerlichere Schlucht aufzuweisen, als die, an deren Eingang jetzt in der grauen Nacht eine Männergestalt niedersinkt gleich einem Schatten, der in tieferes Dunkel versinkend, spurlos dem Blicke entschwindet.

Hier hausen die Dämonen der ewigen Finsterniß.

Fast scheint es als hätten sie der schaffenden Gottheit diese Stelle der sich erhebenden Erde abgerungen, ein so grausiges Bild des Verderbens gewähren die hier in wildem Chaos furchtbaren übereinander geworfenen Felsstücke. Hier hat das heitre Leben jeden Anspruch aufgegeben, eine unnennbare Furcht scheint jedes athmende Wesen von diesem Orte des Schauers zurückzuhalten, nur die Sünde, das Verbrechen sucht hier in höchster Noth eine Zuflucht.

Kein frischer Quell murmelt aus den Eingeweiden dieser Felsen hervor, sie sind todt, verwittert, losgerissen von dem Mutterschooße der Erde, in wilder Verzweiflung heraufgeschleudert aus der Unterwelt, sie starren dunkel und finster zu dem Himmel auf, der wie ein Triumphbogen des Göttlichen sich im unermeßlichen Raume über sie wölbt.

Kein frischer Grashalm entsproßt dem unfruchtbaren Gestein. Der Hauch der bösen Dämonen vertrocknet jeden Keim im Voraus. Das ist das Thal des Todes, wo die Hölle ihre Orgien feiert, von wo sie ihre Geister hinaussendet, um das Menschengeschlecht zu verderben; hier wallen die grauen Sünden einher in prunkender Häßlichkeit, hier, auf der einzigen Stelle, welche die Dämonen der schaffenden Natur Gottes abgerungen, wird der Knäuel abgesponnen, den die Verfluchten in zahllosen Fäden wie ein unsichtbares Netz über die Erde und ihre Bewohner ausbreiten, um die Geschöpfe zu verderben.

Jahrtausende hindurch währet dieser Kampf des Bösen und gegen das ewige Gute, der Hölle gegen Gott — der Sieg ist schwankend, wie vor Jahrtausenden, so auch heute, jeder Tag bringt oder raubt den furchtbaren kämpfenden Gewalten einen Vortheil, und kein Verlust kann sie beugen, sie kämpfen ewig. —

Der Mann, der hingesunken am Eingange dieser Schlucht der Dämonen liegt, röchelnd von Anstrengung, mit zerrissenem Gewand, mit wildem, verworrenem Haar, fühlt die Schauer dieses fluchbeladenen Ortes, aber seine Kraft ist

am Ende. Furcht und Ermattung schließen sein Auge, auf welches sich bald ein Schlaf niedersenkt, wie ihn selten ein Sterblicher hat. Seine Seele scheint frei geworden von den Banden des Leibes, sie wacht während der Letztere wie ein geschlossener Kerker, in den kein Lichtstrahl eindringt, auf dem harten Gestein liegt. Es ist gegen Mitternacht, immer lauter rauscht es in den Lüften — heute ist das Fest der Todsünden, sie ziehen heran zur nächtlichen Heerschau. Aber auch eine Lichtgestalt schwebt heran in einem leisen Säuseln, sie beugt sich zu dem Schläfer nieder, sie berührt seine Brust, dann verläßt sie ihn wieder und zerfließt in einen weißen Nebel, der sich wie ein dünner Mondstrahl in der düstern Nacht hinzieht, bis er schwächer und schwächer in unzählige lichte Atome sich auflös't. Die schwarzen Wolken sind unterdeß an einander gestoßen, an den Rändern des Horizonts schwimmen weißgelbliche Flocken — die Luft ist bis zum Ersticken schwül — endlich grollt ein dumpfer Donnerschlag von Osten her, das todte verwitterte Gestein zittert, die Erde bebt und aus allen Enden tobt der entfesselte Sturm, auf seinen Schwingen, die Blitze des Himmels schaukelnd, die jetzt ununterbrochen zwischen den Wolken hervordringen, das tiefe Dunkel über der Erde erleuchtend. Ein furchtbarer Feuerklumpen fällt in das Thal des Todes herab, er entzündet die Wetter der Unterwelt Blitze schlagen in die Höhe, — die verwitterten Felsen stehen in Brand. Der Schläfer wacht! —

Die Felsen werden zu Feuersäulen, sie sind belebt von zahl-

losen Gestalten, deren Blicke noch röther als das Feuer, gleich Irrlichtern glühen. Ha, die scheußlichsten Fratzen, die wilden Ausgeburten einer teuflischen Phantasie tauchen hier vor der Seele des Schläfers auf. Ohne Schaam offenbaret sich hier was sich sonst dem züchtigen Auge sorgsam verbirgt; alle Makel die dem von Ausschweifungen zerstörten Menschenleibe nur eignen, reihen sich wie seltne Kleinodien in den merkwürdigsten Exemplaren an einander, Jeder trägt seine Lieblingssünde wie ein Kainszeichen an seinem Körper. Die Wollust hat hier den Kern ihrer Verehrer versammelt; Gestalten, scheußlich anzuschauen, die Verheerungen der Sünde in ihren Zügen und an ihrem Leibe tragend, eine Unzahl Mönche in ihren Reihen, Glatzköpfe leuchten unter all den scheußlichen Gestalten seltsam hervor. Und weiterhin hocken auf den glühenden Steinen die Seelen der Mörder aus Blutdurst. Das ist der Pöbel der Verdammniß; wären sie nicht unsterblich, sie würden die Hölle ausrotten, sie triefen von Blut, ihre Blicke sind Wuth und Zorn; aber sie sind machtlos, ihre Hände sind gefesselt, selbst die Hölle fürchtet die Revolutionen, und der Mord ist der Sohn derselben. Und tiefer unten sitzt die Schmeichelei, zusammengekrümmte, vertrocknete Gestalten, gleich Würmern; ihr Aussehen ist jammervoll, sie sind in zwei Classen getheilt, die Eine trägt ein Schloß vor dem Mund und ihre Hände sind verdorrt, auf ihren Nacken aber liegt ein Felsstück, das sie zusammendrückt, damit sie ewig gebeugt bleiben, wie sie es im Leben waren in feiler,

hündischer Demuth, die den Fußtritt des Reichen hinnahm mit unterwürfigem Lächeln.

Die andere Classe zeichnet sich durch heraushängende Zungen aus, die von gelbrothen Pusteln strotzen. Die Lüge hat ihre Zungen vergiftet und die falsche Freundlichkeit, das Weihrauchstreuen frißt in eiternden Schwämmen, die um die Lippen wie Perlen sich reihen, weiter und weiter. Und noch viele andere Sünden haben ganze Schaaren ihrer Vertreter hierher gesandt. Anwälte und Richter, die der Witwen und Waisen Gut an sich gerissen und denen der Meineid als Erfüllung eines Gesetzes gegolten, sind hier angeschmiedet, und an ihren Leibern hängen kleine Vipern, die an ihnen saugen, und wenn eine Stelle erschöpft scheint, kriechen sie weiter, bis sie zuletzt an den leckersten Bissen, an das falsche, treulose Herz kommen. — Die, welche aus dem Schweiße der Armen Goldbarren zusammengescharrt und prächtig und im Ueberfluß gelebt, leiden hier an allen Entbehrungen; vor ihren Augen funkeln nur Zahlen in feuriger Schrift, zu Schatten geschwunden schweben sie zwischen Sein und Nichtsein, und will ein verrätherischer Schlummer sie ihrer furchtbaren Ermattung entreißen, dann fühlen sie die scharfe Spitze eines Schnabels, denn Jeder trägt eine Krähe auf seinem Haupte, die ihn wach erhält. Das sind die himmelschreienden Sünden, sie bilden den Troß der Höllengeister, wie das gemeine Volk in irdischen Staaten den Zuschauerkreis bildet bei Allem was Großes unternommen wird, sie sind in der Hölle eben so verachtet, wie auf der Erde die

untern Classen es sind von den Reichen und Bevorzugten — diese Sünden sind zu hündischer Natur, um auf irgend eine Auszeichnung Anspruch machen zu können unter den großen, einen bestimmtern und ausschließlichern, absoluten Character tragenden Sünden, welche die Repräsentanten wie die Wurzel alles Uebels von je her gewesen. —

Mitten im Thale des Todes liegt ein großes niedergeschmettertes Felsstück, um dieses haben die Tribunen der Hölle sich gereiht, die scheußlichen Todsünden, deren Zahl sieben ist.

Die Hoffart in gestickten Lumpen, der Geiz mit verhungertem Antlitz, die Unkeuschheit mit dem frivolen Lächeln und der übertünchten Wange, der Neid in seinem grüngelben Gewande, mit der Galleerfüllten Schale in der Hand und dem tückischen Blicke, — hier sitzt die Völlerei, fett und aufgedunsen, ein Prälat unter den Sieben, der Zorn mit der Mordwaffe und bluthgeröthetem Auge, die Trägheit mit den leblosen Zügen, die kein Jammer des Leidenden von der Stelle zu bewegen vermag.

Und vor dem Felsstück, das wie flüssiges Eisen glüht, erhebt sich ein Thron, von Rauchwolken umgeben — der Fürst der Finsterniß ruht auf demselben in liegender Stellung, sein Fuß tritt auf eine reuevolle Seele, die einst nach einem sündigen Leben in einem Anfall von Wahnsinn starb, ihr Jammer ist dem Herrn der Unterwelt ein willkommener Ton, an dem er sein Ohr labt. Jeder Fußtritt, der diese reuevolle Seele trifft, ist eine Verhöhnung des ewigen Got-

tes und darum dem Feinde des Guten ein Triumph. Die Todsünden sind zurückgekehrt von ihrer Wanderung durch die Länder der Erde, sie legen Rechenschaft ab von ihrem Thun. Ihr Beherrscher hat Alles vernommen, aber kein zufriedenes Lächeln schwebt über sein Antlitz. Ihr seid müssig gewesen in Eurer Mission! Also lautet sein Spruch. Soll der Ewige den Triumph genießen, den ich Ihm durch Jahrtausende lang glücklich entrissen? Ist die Zeit vorüber, wo ich stolz sein durfte auf Seelen, die in allen sieben Todsünden zugleich Meister waren? —

Er winkte; aus den Rauchwolken hervor, die seinen Thron umflossen, erhob sich eine Gestalt. Es war ein Greis, auf seinem Haupte ruhte die päpstliche Tiara. Alexander der Sechste neigte sein Haupt mit der Krone gegen die Versammlung, an seiner Hand hielt er ein Weib fest, welches seine Tochter und Beischläferin zugleich gewesen im Leben, die nie eine Sünde gescheut. Lucretia Borgia, die Verworfenste unter allen Frauen der Erde, stand regungslos an der Seite Alexanders. —

Der Fürst der Finsterniß deutete auf Beide und sprach mit tiefer, grollender Stimme: Ist das Geschlecht der Menschen ausgestorben, daß sich Keiner mehr findet wie er, wie sie? Sind sie Erz geworden gegen die Lockungen der Hölle? Soll ich mich winden unter dem Fußtritte des Ewigen, wie diese Halbseele unter den meinen? —

Ein kreischender Schrei durchhallte die Versammlung. —

Schweig, Verfluchte, die ruhmlos gestorben ist, weder gut noch bös! rief der Fürst der Finsterniß grimmig — fahr' aus Alexander, fahr' aus Lucretia, fahrt aus, ihr müssigen Todsünden, verderbet das Menschengeschlecht mit allen Lockungen der Sünde! Nur Einen Bann giebt es für euch — ihr kennt ihn. Es ist der Vertrag zwischen Himmel und Hölle, daß der Mensch, der von keinem lebenden Weibe geboren, frei sein soll von aller Versuchung. Noch nie gab es dergleichen! —

In diesem Augenblick zog ein Sturmhauch mitten durch die Schlucht.

War das eine Rüge des Unnennbaren? rief der Herr der Unterwelt — soll ich erbeben aus Furcht? Trotz ihm! Trotz in Ewigkeit, und Verderben Allen, die an ihn glauben! —

Lügner! tönte eine Stimme wie Posaunenschall, hoch aus den Lüften herab — Du glaubst an mich und weißt, daß ich der Herr bin und meine Macht die des Lichts ist und der Gnade. Aber Kampf soll sein zwischen mir und Dir. Ein Schlafender ruht vor Deinem verfluchten Ort, kein lebend Weib hat ihn geboren, Du sollst Macht über seine Seele haben, wenn es Dir gelingt, sie nicht durch Deine Geister, sondern durch schlimme Beispiele Anderer zu verführen, sie abzuziehen von dem Wege der Tugend. Dein Wirkungskreis sei frei und unbeschränkt, damit Du ganz gedemüthiget wirst vor mir, dem Herrn. Vertilge, wenn Du kannst, den Funken des Guten in der Seele des Schla-

fenden — groß ist der Kampf, den er zu führen hat auf der Erde, das Heil einer dem Untergange nahen Familie hängt davon ab. Ausgerüstet mit allem Abscheu gegen das Böse ist seine Seele, versuche sie!

Die furchtbare Stimme schwieg, die lautlose Stille, welche bis jetzt einer Fessel gleich auf dem Reiche der Hölle lastete, nahm allmählig ein Ende — die Todsünden erhoben ein Geheul der Freude, in das der Chorus der himmelschreienden einstimmte. Der Fürst der Unterwelt richtete sich auf von seinem glühenden Thronsitz." Kampf der Hölle gegen den Himmel, der Nacht gegen den Tag, des Teufels gegen den Unnennbaren! grollte seine dumpfe Stimme. — Hinaus denn, ihr Todsünden, seid Säeleute des Bösen, daß die Ernte ergiebig, daß der Hölle der Sieg werde, durchwandert die Länder und streut Verderben aus, wo ihr könnt, vernichtet den Glauben an den Ewigen, denn nur der Glaube an Ihn entreißt uns die Macht über das Menschengeschlecht, werfet eure Angeln aus, um den Frieden zu vertilgen zwischen Fürsten und Völkern. Der Fluch begleite euren Wandel und fliege vor euch her, laßt nicht ab in der Arbeit, seid rüstig — seid wachsam! Der Ewige ist stolz auf seine Macht, rüttelt an ihr und zertrümmert sie! Fahr' aus, Alexander, Du hast den Unnennbaren geleugnet im Leben und warst aller Sünde Meister, verlocke die Frucht des Todes zum Abfall vom Glauben, — fahr' aus, Lucretia, die Unzucht war Deine Amme, Dein Athem nur der Verhöhnung der Tugend geweiht — um-

garne den Sohn der Leiche mit Wollust und Mord — fahrt aus ihr Todsünden und verstrickt die Geburt des Grabes in alle Lagen des Glückes wie des Unglückes, wie gefräßige Schlangen verschlingt jeden guten Gedanken seiner Seele, vergiftet sein Herz, zerstört seinen Körper durch Lockungen des Lasters, entreißt ihm die Kraft des Himmels, mit der ihn der Ewige ausgerüstet. Hinaus! hinaus! hinaus!

Hinaus! hinaus! hinaus! hallte es einstimmig wieder von den bösen Geistern.

Ein Windstoß braus'te aus den Tiefen der Unterwelt herauf, wie ein Echo aus weiter Ferne.

Das alte Zeichen hat noch seine Geltung!

Der Krähenfuß an den Thüren der Menschenwohnungen sei euch der Bundesschlüssel der Hölle. Nur dann erst haben wir dem Ewigen die Macht entrungen, wenn wir über die ganze Erde hinweg dieses Zeichen schreiben können!

Abermals stieß eine Windsbraut quer durch die Schlucht. Schauer rüttelte an den gräßlichen Sünden, sie unterlagen dem Wehen des Unnennbaren, dessen Stimme gleich einem Donner aus hohen Lüften herabscholl.

Ich bin der Herr und meine Macht ist die des Lichts und der Gnade! Der Sieg ist Dein, Lügner, wenn meine ewige Barmherzigkeit die Seele, um die der Kampf sein soll zwischen Himmel und Hölle, verwirft um ihrer Unbußfertigkeit willen. Meine Gnade aber ist unermeßlich, wie

meine Schöpfung es ist, und nur die Seele, die das Dasein ihres Gottes verflucht, die alle Sünden liebt und die Tugend haßt und verabscheut, sei verworfen.

Nach einer lautlosen Stille, nachdem die Donnerstimme schon lange geschwiegen, heulte der Chorus der bösen Geister ein Spottlied — und die reuevolle Seele unter dem Fußtritt des ewigen Feindes wimmerte dazwischen.

Donnerschlag folgte auf Donnerschlag, der Nachthimmel schien in Brand zu stehen und die Erde verzehren zu wollen in feurigen Blitzen, alle Gewalten im Reiche der Natur waren in Aufruhr gegeneinander und mitten durch die Flammen, die aus den Wolken herabgeschleudert wurden auf die nächtliche Erde, zogen schwarze Schatten gleich langen dünnen Streifen nach allen Windgegenden hin. Das waren die Todsünden, die sich zerstreuten zur Verlockung, zum Fluche für das Menschengeschlecht. Das Thal des Todes war wieder bedeckt von finstrer Nacht, verschwunden der höllische Spuk, nur aus den Schlünden zwischen dem verwitterten Gestein stieg grauer Qualm herauf und dumpfes Heulen begleitete die dicken stinkenden Dämpfe.

Die Seele des Schläfers war wieder gefesselt an den ruhenden Körper, unmächtig, äußere Eindrücke ferner wahrzunehmen. Das Gewitter ließ allmählig nach von seiner Heftigkeit, ein sanfter erquickender Regen rieselte herab und kühlte die schwüle, erstickende Luft — der Schläfer ruhte unter einem weit hervorragenden Felsenüberhang, geschützt von dem sanft herabströmenden Thau der Wolken. Und

wieder zog ein dünner Nebel, licht und durchsichtig, wie Mondstrahl heran, der sich neben dem Schlafenden gestaltete zu einem lichten Wesen, dessen Antlitz und Formen, wenn auch klar wie Licht, doch Aehnlichkeit trugen von dem Menschenbilde, das der Ewige in seiner unermeßlichen Liebe sich selber, seiner eigenen wunderbaren Schönheit, ähnlich schuf. Das war der Schutzgeist des Schläfers, der neben ihm weilte, harrend des Morgens, der endlich in purpurnen Strahlen hervorbrach aus dem fernen Osten, übersäend mit Glorie und Lichtgefunkel die weite Erde. Nur über dem Thal des Todes lag ein tiefer Schatten, trostlos blickte das verwitterte Gestein in die Schönheit des lieblichen Sommermorgens, vor dessen Nahen die Wetter verschwunden waren in endlose Ferne. Als der Schläfer erwachte, fühlte er sich gestärkt von der Ruhe, er erhob sich, seine Blicke wendeten sich dem im feuchten Goldglanze schwimmenden Horizonte zu und seine Seele stieg auf des Gebetes unsichtbaren Schwingen zu dem Ewigen empor. In ihm tauchte jetzt eine Erinnerung auf wessen er so wunderbar Zeuge geworden war in dieser Nacht, er sann eine Weile darüber nach, dann sagte er laut zu sich, lächelnd über den sonderbaren Schwung seiner Phantasie: Du hast geträumt, Richard Otlington!

Rüstig wanderte er weiter, sein ungewöhnlich blasses Gesicht röthete sich leicht im Wiederschein des duftigen, strahlendurchflossenen Morgens.

Die Waisenkinder.

Die Straße de la Reine Blanche mündet in die Straße Mouffelard, welche zu der Barriere d'Italie führt. Obwohl dieser Theil von Paris nicht zu den glänzenden gerechnet werden kann, so ist doch das Leben auf den Straßen ein sehr geräuschvolles, besonders auf solchen Straßen, welche wie die rue Mouffelard gleichsam den Knoten der Hauptwege bilden, die wie die Strahlen eines Sternes im Herzen von Paris zusammentreffen oder auch von demselben ausgehen. Der Palläste sind hier wenige, dafür aber die Häuser eng zusammengerückt und reich an Menschen, die im Schweiße des Angesichts das tägliche Brot verdienen. Das zwölfte Arrondissement von Paris besitzt Leute mit kräftigen Fäusten und einem unendlichen Haß gegen die Polizei. Diese Leute sind furchtbar in der Aufregung, aber gemüthlich in ihrer Freude. Die Blouse ist ihre Uniform und das Herz schlägt ihnen weit freier unter dem dünnen Gewande, als Manchem, der feines Tuch trägt und goldne Knöpfe.

Es ist Sonnabend, die Arbeiter gehen nach Hause, denn die Uhr hat sechs geschlagen, der Feierabend hat sie von einer Anstrengung durch sechs lange Wochentage erlös't, damit sie des müden Leibes pflegen, und sich des Sonntags erfreuen. Und ganze Schaaren von Mädchen eilen plaudernd oder singend in ihre Wohnungen, der morgende Tag

bringt ihnen das möglichste Vergnügen und wenn auch die Woche mit ernstem Gesicht hinter den Freuden des Sonntags hervorguckt, sie sind zu lebelustig, um sich stören zu lassen. Die Tapetenfabrik hier an der Ecke beschäftigt eine Unzahl solcher armen Leute, die aus der Hand in den Mund leben, und wenn die Woche vorüber ist, dem letzten Sou den sie für Schulden bezahlen, oft mit gleichgiltiger, oft mit lachender Miene, öfter aber noch mit bekümmertem Herzen nachsehen. Noch Abends spät wandert dort manche Frau mit einem kleinen Bündel unter dem Arme aus ihrer Wohnung fort, kommt ohne dasselbe zurück und wirft ein paar Frankenstücken dem Manne auf den Tisch hin. Zehn Sous Zinsen auf vierzehn Tage, sagt sie. — Der Teufel hole den verdammten Blutigel! ruft der Mann — aber man muß sich drein ergeben!

Das dritte Haus von der Ecke, welche die Straße rue Mouffelard mit der Blanche bildet, ist ein ziemlich großes dreieckiges Gebäude von alter Architectur, ein Bau von grauen Steinen mit schmalen Fenstern. Wir begleiten einen Mann in einer Blouse und Pantoffeln und einem derben, sorgendurchfurchten Gesicht mit starkem, bereits etwas ins Graue hineinschillerndem Backenbart in dies Haus. Er ist ein Arbeiter aus der Tapetenfabrik. Sein Schritt ist bedächtig und schwer, sein Blick zu Boden geschlagen. Eine Obstverkäuferin, die in der Hausflur ihren Stand hat, ruft ihn an: „Nun, Papa Perigord, endlich Feierabend?"

„Ja, gute Dupont, wieder einmal eine Woche vorüber — der Teufel hole dies Leben!"

„Pfui, Papa Perigord, wer wird so sprechen! Das ist unchristlich, das ist lästerlich.“

Der Arbeiter bleibt stehen, er sieht die Dupont scharf, fast verächtlich an — ohne ein Wort zu entgegnen, geht er langsam weiter.

„Halt, guter Perigord!“ ruft die Hökerin.

„Was soll's, Madame?“

Die Hökerin tritt ihm näher und bietet ihm einen schönen Apfel. „Da, damit Sie nicht so ein sauertöpfisches Gesicht schneiden — ein zuckersüßer Apfel — Sie kaufen sich doch keinen.“

„Nein, seit langer Zeit nicht mehr,“ antwortet Perigord — „sonst — ja sonst! ah bah, zum Teufel mit dem widerwärtigen Gedanken! Haben Sie Virginie gesehen, gute Dupont?“

„Werde doch,“ lächelt die Hökerin — „stelle ich nicht gleichsam hier im Hause des Herrn Valicoeur die Portierschaft vor — ja, Herr Perigord, mir entgeht keine Fliege, die hinaus oder herein will und so ein hübsches Mädchen wie Mademoiselle Virginie sollte mir entgehen?“

„Es ist wahr, sie ist etwas größer als eine Fliege, — aber ich meine, ob sie Ihnen nicht gesagt hat, was meine Frau macht? Donnerwetter, halten Sie mich doch nicht so lange auf, Sie wissen ja doch, daß ich meines kranken Weibes wegen in Sorge bin und deshalb nach der Virginie frage.“

„O Sie Brausekopf, lassen Sie mich doch zu Athem kom-

men. Es soll heute Nachmittag besser gegangen sein, wie ich höre."

Perigord holte tief Athem, als ob ihm die Brust leichter würde. „Für diese Nachricht gebe Ihnen der Himmel so viel Käufer, daß Sie nicht Aepfel und Birnen genug anschaffen können," sagte er — „jetzt aber muß ich hinauf, Madame — ich bin ein schlechter Kerl, daß ich so lange hier plaudere, während meine arme Frau und mein Virginienengel oben voller Sehnsucht auf mich warten werden."

„Noch eins," sagte die zudringliche Hökerin, ihn am Arme fassend — „Papa Perigord, es könnte Alles anders sein mit Ihnen, wenn Sie nur wollten."

„Wie meinen Sie das, Madame Dupont — wie könnte es denn besser sein mit mir?"

„Hm, verstehen Sie nur recht, Herr Perigord, was ich meine. Mademoiselle ist hübsch wie die Coeurdame, und wenn Sie nicht so entsetzlich brummig wären — Andere haben sich sehr wohl dabei befunden."

„Nun?" fragte der Arbeiter sie anstierend.

„Nun, ich meine, Mademoiselle Virginie ist ein angenehmes Mädchen, daß Sie nur Ja zu sagen brauchen, verstehen Sie mich — 's war ein junger Herr hier, sehr reich, unmenschlich reich, ein Cavalier, der würde Ihnen bald auf die Beine helfen, wenn Sie . . ."

Der Arbeiter schien sprachlos vor Erstaunen und vor Zorn. Sein dunkelbraunes Auge hing fest und unverwandt an dem Gesicht der Hökerin, die furchtsam vor diesem drohen-

den, entsetzlichen Blick einen Schritt zurückwich. Seine Brust hob sich so heftig, daß der Athemzug hörbar wurde, während er mit den Zähnen im festgeschlossenen Munde knirschte, als beiße er auf Steine, aber die Verachtung die der ehrliche Arbeiter für diese schaamlose Kupplerin fühlte, war zu groß, um sie in Worte zu fassen, er warf ihr den Apfel in den Korb zurück, spuckte vor ihr aus und ging rasch und aufgebracht durch die Flur in den Hof, die Thüre, die diesen abschloß, krachend hinter sich zuwerfend.

Madame Dupont sah ihm mit großem Aerger nach. „Der Hungerleider — hat kaum das liebe Brot und thut so hochmüthig, als wäre er was Rechtes," murmelte sie mit verbissenem Zorn in sich hinein. — „Wer ist er denn? Ein lumpiger Tapetenarbeiter, der Sonnabends öfterer als ein Anderer zu Herrn Joli wandert und sein Bestes versetzt, weil die paar Franks nicht zu den Schulden ausreichen. Aber er soll mich kennen lernen, — er soll mich kennen lernen! — Vor mir auszuspucken! — Ah, pfui, pfui, das hat noch Niemand vor mir gethan und ich gehe doch mit ganz andern Leuten um — er soll die Dupont kennen lernen." Der Zorn der Hökerin war nicht gering, sie stieß, um nur an irgend einem Gegenstand denselben auszulassen, ihren Feldstuhl mit dem Fuße um und murmelte noch lange vor sich hin. Durch das Schiebfenster, welches in der Parterrewohnung, durch die Mauer der Hausflur gebrochen, freie Uebersicht über Alles gewährte was in demselben vorging, und gleich dem Guckloch einer Portiersloge eine Revue aller in das Haus Kommen=

den oder dasselbe Verlassenden gestattete, gewahrte man jetzt das Gesicht eines Mannes. Leise schob er das Fenster auf und fragte: „Ist die Luft rein, Madame Dupont?"

„Ja, der Teufel ist ausgefahren, Herr Charles," antwortete diese.

Drauf schob sich der Schieber vor das Fenster zurück, und Herr Charles trat heraus.

„Nun, wie war's, Madame? Erzählen Sie."

„Wenn man mit Bären zu thun hat, muß man sich der Unbequemlichkeit ihrer Grobheit aussetzen," antwortete die Hökerin. — „'s ist Schade, daß Sie diesen Grobian nicht gesehen haben — denken Sie, Herr Charles, vor mir ausgespuckt hat dieser Unmensch!"

Herr Charles hatte die Hände in den Taschen seiner Pantalons und wiegte gemächlich seinen Oberkörper hin und her, ein leises „Ha" war die Erwiderung auf die Klage der Dupont.

„Sie sagen ja gar nichts," sagte diese.

„Ich denke mehr," antwortete der Vorige ruhig. — „Sie meinen also, der Alte sei nicht herum zu kriegen?"

„Haben Sie denn nicht gehört, daß er vor mir ausgespuckt hat, ich kann von Glück sagen, daß er den Apfel mir nicht ins Gesicht warf."

„Man muß also anders zu Werke gehen — der Mann ist selber Schuld, wer kann ihm helfen?"

Charles hing sein dickes wohlgenährtes Gesicht auf die Brust und sann nach. — „Gute Dupont," sagte er

endlich — „haben Sie die Güte, sich unter der Hand zu erkundigen, wer von seinen Arbeitskameraden ihm nicht wohl will, verstehen Sie — das ist eine Kleinigkeit für Sie — dann horchen Sie doch, wem er etwas schuldig ist — und wenn Mademoiselle Virginie bei Ihnen vorübergeht, machen Sie sie ein wenig aufrührerisch — Sie verstehen schon wie ich das meine. Seien Sie nicht karg mit kleinen Geschenken an das Mädchen" — er deutete dabei auf die Obstauslage — „das bringen Sie natürlich in Rechnung — erzählen Sie ihr von dem Glück, das andre arme junge Mädchen gemacht haben, durch vornehme Liebschaften — nun, Sie wissen ja das besser wie ich, Madame Dupont — nur ein wenig die Phantasie aufgeregt, das Herz unruhig gemacht und den Kopf verwirrt, damit sie hoffärtig wird, damit ist dann schon viel gewonnen. Die Armuth wird ihr dann doppelt lästig fallen und der Weg ist auf diese Art wenigstens für den Anfang geebnet."

In dem Gesicht dieses Menschen lag ein abscheuliches Lächeln, die Frivolität konnte keinen bessern Vertreter haben; aber die Hökerin kannte derlei Lächeln sehr genau, sie war auch nicht so gewissenszart, um vor solchen Auseinandersetzungen zu erröthen. „Soll Alles geschehen, Herr Charles," sagte sie — „die Virginie hat keine Ader von dem Alten, — sie ist jederzeit so höflich, so freundlich und so aufmerksam, wenn ich ihr was erzähle. Freilich bei der kranken Frau oben wird dem armen Dinge die Zeit lang, und kommt sie einmal auf die Straße, da sieht sie wohl, daß sie um ein paar Jahrhunderte in der Toilette zurück ist."

„Uebermorgen, Madame Dupont, auf Wiedersehen!“ sagte Charles. — „Apropos, vergessen Sie nicht den Auftrag, sich zu erkundigen, wer von den Fabrikarbeitern dem alten Perigord nicht wohl will, man muß ihn so windelweich machen, daß er keinen andern Ausweg mehr sieht. Gute Nacht, Liebchen!“

Herr Charles verließ das Haus und Madame Dupont, wie sich die Hökerin nannte, machte ihm einen Knix nach und trat dann in die Hausthür, um wieder die Vorübergehenden Revue passiren zu lassen. Indem sie so nach der Ecke hinsah, wo die Straße Reine Blanche mit der Straße Mouffelard zusammenstößt und auf der andern Seite als Gobelinsstraße fortläuft, bog ein junger Bursche von ohngefähr achtzehn Jahren, in einer bestäubten Blouse und Holzpantoffeln, so rasch zur Hausthür hinein, daß er etwas unsanft mit der Hökerin zusammentraf und diese, dem Anstoße weichend, auf einen ihrer auf Holzbänke gestellten Obkörbe zurücktaumelte und denselben zu Boden warf.

„Ah, Madame Dupont, bitte tausendmal um Entschuldigung — ach, die schönen Aepfelchen liegen da wie vom Baume geschüttelt auf dem Boden!“

Der junge Bursche in der Blouse raffte sie schnell zusammen und warf sie in den Korb hinein.

„Sie sehen wohl nicht gut, Innocent?“ fragte die Hökerin ärgerlich.

„Im Gegentheil, Madame Dupont, ich habe das Vergnügen, sehr gute, sehr gesunde Augen zu besitzen,“ war die Antwort — „aber freilich, wenn man einmal im Zuge ist,

dann rennt man Alles über den Haufen. Parbleu, ich bin indignirt von dem Unglück, welches ich hier angestiftet, und bitte dafür um Verzeihung."

„Meinen Sie denn, daß ich diese Aepfel, welche sich auf dem Boden herumgewälzt haben, noch anständigen Leuten verkaufen kann?" fragte die Dupont.

Innocent sah sie einen Augenblick lang ernst an, dann lachte er helllaut auf. „Madame, Sie betrachten mich aus einem höchst obscuren Standpunkte," sagte er — „vor zehn Jahren hätte mich derlei verblüfft, aber heute, — achtzehn Jahr alt — Madame, auf Ehre und Seligkeit, ich bin nicht so leichtgläubig mehr, ich lebe im Fortschritt des Jahrhunderts und weiß, daß diese Aepfel vielleicht die einzigen Dinge in Paris sind, welche die Polizei nicht unter ihrer Controle hat."

„Sie sind ein Spaßvogel, Innocent," antwortete die Dupont mit einer etwas freundlicheren Miene.

„Spaßvogel?" fragte der Bursche und seine gute Laune schien einer ernstern Reflexion nachzugeben — „ach, Madame, wenn man eine Woche lang gearbeitet hat, — sehen Sie meine Hände an — was für Schwielen — dann muß man des Sonnabends Abends wo möglich einen Spaß machen, um sich selbst zu betrügen. Ah bah, — die Arbeit ist schwer — der Spaß kostet nichts."

„Nun, nun," sagte die Dupont, „wer solche Aussichten hat, wie Sie, Innocent, der kann Andere leicht auslachen, das ist freilich wahr."

„Parbleu, meine Aussichten sind die schönsten und weitesten, die irgend Jemand, der zehn Sous täglich verdient, nur haben kann — die Luft aus erster Qualität mit allen möglichen Dampfarten die Paris zum Himmel schickt, ewig frisches Wasser, denn die Seine ist in dieser Beziehung sehr gütig gegen uns gesinnt, jenseit des Ufers der Platz Mazas und Quai de la Rappé — links hinauf die Louisinsel und eine Spitze von der Cité — was kann man mehr verlangen, nicht wahr, Madame? Und dabei die vollkommenste Freiheit Athem zu holen wenn man will, und zu schwitzen, so viel man Lust hat."

Die Dupont lachte. „Das meine ich nicht, guter Innocent," sagte sie — „ich wollte nur darauf anspielen, wer eine so schöne Schwester hat wie Mademoiselle Virginie ist, dem kann's nicht an Aussichten fehlen! — Schöne Mädchen sind ein sehr gesuchter Artikel in Paris, und nur ein wenig weniger difficil als Papa Perigord — und es könnte ganz anders mit Ihnen stehen. Mademoiselle Virginie würde in einer Equipage fahren, Sie, Innocent, bekämen Geld über Geld in die Hand, könnten Ihr Seilergeschäft etabliren, Papa Perigord könnte Ihnen helfen beim Verkauf, und Ihre Mutter die Wirthschaft führen."

„Das ist um einen Gedanken zu viel, Madame," antwortete Innocent lachend — „wo blüht denn für Virginie so'ne vortheilhafte Parthie, die uns Alle auf einmal in die Höhe schnellte?"

„Hm," lächelte die Hökerin — „wenn man will, geht

Alles. Und wenn andere Familien solch' eine schöne Tochter hätten, sie zehrten wahrlich nicht am Hungertuche. Was Andere thun, können Sie auch thun."

„Wenn die Polizei nichts dawider hat, sehr richtig," bemerkte der Bursche lachend. „Aber sagen Sie mir, welch' vornehmer Herr wird denn ein so blutarmes Mädchen heirathen, wie meine Schwester es ist?"

Die Dupont kauete an einer kleinen Verlegenheit. „Hm, heirathen, das wohl weniger; aber — mein Gott, wenn in Paris alle Männer gleich heirathen sollten, wenn sie in schöne arme Mädchen verliebt sind, was müßte daraus mit der Zeit werden! Man schließt Contracte — man lebt mit einander, Mademoiselle genießt eine Rente wenn sich das Verhältniß auflöſ't, — dergleichen Contracte sind jederzeit annehmbar für'n armes Mädchen."

„Mit wem haben Sie denn einen solchen Contract geschlossen?" fragte Innocent mit scheinbarer Ruhe.

„Ich? Du großer Gott, ich war nie schön genug, um solcher Auszeichnung zu genießen," war die Antwort der Hökerin die durch die Gleichgiltigkeit die der junge Mensch in seinem Aeußern zeigte, auf den Gedanken gerieth, er sei etwas weniger kollerig als der alte Perigord und sie werde in ihm einen Theilnehmer ihrer liberalen Ansichten finden und durch ihn auf den Vater einwirken können. Indeß diese Täuschung löſ'te sich zu ihrem größten Mißvergnügen plötzlich auf, als Innocent den Mund aufthat und mit einer ganz veränderten Stimme und mit unverblümter Grobheit sagte: „Nein, das ist die Wahrheit, Sie

waren stets abschreckend häßlich, und höchstens hätte der Satan mit Ihnen einen Contract schließen können, da Sie die Schande für eine Auszeichnung zu halten scheinen — verstehen Sie, Madame?"

Ohne sie weiter eines Blickes zu würdigen, eilte der junge Arbeiter zur Thür, die den Hof absperrte, öffnete sie zornig und warf sie dann hinter sich zu. Madame Dupont war sehr unangenehm berührt von der Wahrnehmung, daß sie sich in ihrem Bestreben, die Familie Perigord in die Höhe zu bringen, eine abermalige Blöße gegeben, die ihren Plänen sicherlich großen Schaden bringen mußte. „Der Alte und der Junge sind Ungeheuer, bettelstolzes Volk und wenn ich nur wüßte, auf was eigentlich?" grollte sie vor sich hin — „die Leute haben eine komische Ansicht von Ehre und können doch kaum vor Hunger die Beine heben. Nun, wir werden ja sehen, Herr Charles, — ich verlasse mich auf Herrn Charles, der wird sie schon zu fassen wissen."

Innocent hatte in großer Aufregung den Hof betreten, das Krachen der hinter ihm zufallenden Thür brachte ihn wieder zur Besinnung, unwillkürlich sah er hinauf auf das Dach des Hintergebäudes, wo vor einem der kleinen Fenster ein Blumenstock stand. Das Krachen der Thür mußte, wenn auch keine Erschütterung der Wohnungen des Hinterhauses selbst, doch für die in denselben Wohnenden einen plötzlichen Schreck bewirkt haben und Innocent gedachte seiner kranken Mutter. Er blieb einige Sekunden stehen und betrachtete das morsche Gebäude. Es war ein einstöckiges

Haus unter dessen Dache die Sucht jeden nur möglich zu gewinnenden Raum zu verwerthen, noch einige elende kümmerliche Wohnungen eingerichtet hatte. Der Hof, der beide Gebäude trennte, war nicht groß, eine Plumpe stand in seiner Mitte und bildete den Sammelplatz für alle Miether der beiden Gebäude, um daselbst ihr Wasserbedürfniß zu erhalten. Dies war ein wesentlicher Vorzug für das Haus selbst, wenn man bedenkt, daß das Wasserbedürfniß in Paris eine bedeutende Ausgabe verursacht. Diese außerordentliche Bequemlichkeit überwog jede andere Unbequemlichkeit, welche auch in Hinsicht der Wohnlichkeit aufzufinden sein mochte und war eine Hauptursache, daß hier sehr selten ein Logiswechsel vorkam. Beide Gebäude waren sehr alt, und hatten schon manche Generation aussterben gesehen und Herr Valicoeur, der Besitzer derselben, schmeichelte sich nicht wenig damit, daß sein Haus einst der Königin Blanche von Navarra angehört habe, wie man gemeinhin erzählte. Manche nannten es spöttisch „das königliche Schloß von ehedem," und Bürger Valicoeur machte, daß trotzdem ihm nicht fremd blieb, daß die Ironie ihre spitze Zunge durch diese Benennung blicken ließ, jederzeit ein gar freundlich Gesicht dazu. Als Besitzer dieses alten Hauses blickte er gleichsam mit stillem Hochmuth auf die anderen Häuser der Reine Blanche, die nach neuer, moderner Bauart, wie Urenkel neben der betagten Großmutter sich ausnahmen. Das Vordergebäude war allerdings besser in Stand gehalten als das hintere, es beherbergte wenigstens zehn Familien, während in dem Letzteren außer dem

Wirth nur zwei, und diese nur unter dem Dache wohnten, nämlich die Familie Perigord und eine Matrone mit ihrem Enkel, der sich durch Musikmachen in den lustigen Häusern der geringeren Vorstädte ernährte. Die Wohnung der Familie Perigord, dem Aeußern des Hinterhauses nach zu urtheilen, war allerdings eines jener düstern Quartiere, wie die Armuth sie gewöhnlich inne hat, ohne andre Aussicht als auf den Hof oder auf die Kehrseite des Vorderhauses; trotzdem aber stand ein schöner Rosenstock auf dem äußeren Fenstersims und in einigen kleinen Töpfen gewahrte man Bouquets im Wasser. Vielleicht würde ein ökonomischer Armencommissair diese Liebhaberei der schönen Virginie bei der traurigen Armuth ihres Vaters Perigord für einen Luxus angesehen haben, der, um der Wohlthat eines Almosenbeitrags würdig zu sein, bei dem ein schon halb Verhungerter nur einen qualvoll verlängerten Tod auszustehen haben würde, ohne Widerrede und ohne alles Säumen augenblicklich bei Seite geschafft werden müßte. Innocent hatte so eben mit tiefem Seufzer, der bedeutend mit seiner sonst so heiteren Laune contrastirte, das traurige Quartier betrachtet und trat nun ins Hinterhaus, wo er langsam die hölzerne gewundene Treppe hinaufstieg. Als er den kurzen Gang entlang schritt, welcher zu der Thür der Perigordschen Wohnung führte, hörte er seinen Vater laut und heftig sprechen. Innocent blieb erstaunt stehen und horchte. „Ich bin arm, sehr arm, all der Kram hier reicht nicht hin, das Viertel der Schulden zu decken, die das Unglück und Deine Krankheit uns aufgebürdet haben; aber, Frau — ich will

auf der Stelle des Todes sein, wenn mir je der Gedanke kommt die Unschuld meines Kindes zu verhandeln. Der Blitz des Himmels müsse mich verzehren, wenn ich die Ehre so mit Füßen träte! Wir haben nichts Anderes als unsren unbescholtenen Rufe — nichts Anderes!"

Und seiner Mutter Stimme hörte er darauf: „Aber guter Michel, so sprich doch, was ist denn geschehen, was Dich so in Zorn gebracht hat? Mein Gott, Du hast mich so erschreckt und sieh nur, Virginie weint — freilich, man muß weinen, wenn man Dich so wild sieht."

Eine Pause folgte, Innocent hörte den Alten mit großen Schritten auf- und abgehen, dann wurden die Schritte gemäßigter, endlich blieb er stehen und sagte mit einem Anklange tiefer Herzlichkeit: „Virginie, mein Lämmchen, — nein, weine nicht — Du weißt, Thränen — ich kann Thränen nie leiden! Parbleu, was soll später werden, wenn Du jetzt schon weinst. Komm her, mein Schäfchen, komm — ich bin wieder gut — habe mich da über was geärgert — basta, weg mit dem Aerger! weg damit ..... komm her, mein Schäfchen, einen Kuß und die Sache ist abgemacht."

Jetzt trat Innocent ein. Die Gruppe, die sich ihm in dem durch zwei breite Tragebalken des Daches verdüsterten Stübchen zeigte, war eine gar friedliche. An die gedrungene kräftige Gestalt des Alten hatte sich die zarte Virginie angeschmiegt, wie die schlanke Epheupflanze sich um den markigen Ulmstamm rankt. Des alten Arbeiters

scharf ausgeprägtes und gebräuntes Gesicht neigte sich zu dem ihren herab, das an seine Brust sich fest anschmiegte. Und trotz des Dunkels, welches um beide Gestalten wie der düstere Grund um die Figuren auf alten Bildern floß, leuchtete doch Virginiens weißes, zartes Antlitz lieblich hervor. „Ah, Innocent!" rief die kranke Frau, die unter dem Schatten eines der Tragbalken in einem schlechten Bett lag — „Michel! Virginie! der Innocent ist da!"

In dem Tone der armen Kranken lag die Freude unverhohlen, ihren Sohn zu sehen, der nun mit einem „guten Abend" von der Schwelle, auf der er einige Augenblicke zögernd verweilt hatte, ins Zimmer trat.

„Ah, da sind wir ja Alle beisammen, wie wir zusammen gehören!" rief Michel Perigord und reichte seinem Sohne die Hand. „Guten Abend, mein Junge," sagte er — „heute ist's ein wenig fröhlicher bei uns, als sonst zur Feierabends-Zeit, das heißt, mit unserm Mütterchen Marguerite geht es besser."

„Nun dem Himmel sei Dank," antwortete Innocent, „so wollen wir einmal wieder recht fröhlich sein." Mit diesen Worten trat er zu Margueritens Bett, um sie zu begrüßen. Der Alte fuhr mit der Hand über die Stirn und sagte leise zu Virginie. „Der arme Junge befindet sich in großem Irrthum, er glaubt, wir können heute einen Sprung mehr machen, als zu anderer Zeit — aber es thäte Noth, ich trüge heute Abend noch diese tombackne Uhr zu Herrn Joli, der, unter uns gesagt, der schäbigste Hund von einem Wucherer ist, den es

vielleicht in ganz Frankreich geben kann; aber er leiht doch auf Pfand und — die himmelschreienden Zinsen abgerechnet — läßt sich doch mit ihm handeln, wenn auch einmal der Zahlungstag da ist, ohne ihm gerecht werden zu können."

„Die Uhr willst Du versetzen, Papa?" fragte Virginie leise — „ach, mein Gott, Du hieltest sie ja immer so hoch in Ehren."

„Ja, wohl ... ja wohl ... aber es geht doch nicht anders, mein Schäfchen," antwortete Michel verlegen ... „Die Medizin ist theuer ... Mütterchen Marguerite braucht kommende Woche wieder frische — was will man machen ... der Apotheker ist des Scharfrichters Gevatter, wie man zu sagen pflegt. Bezahle ich morgen die creditirte Medizin von dieser Woche nicht, so bekomme ich keine frische geborgt. Ach, wer in der Noth ist, mein Schäfchen, ist jederzeit übel daran. Was wissen die Reichen von der Noth des Armen! Sie schwatzen eine Menge dummes Zeug von Verbesserung der Lage der arbeitenden Klassen; aber das schwatzen sie Alles mit vollem Magen, darum sind es auch nur Worte, 's ist selten etwas mehr dahinter."

„Aber wenn Du mit Herrn Laronge, dem Apotheker sprächst," warf Virginie ein — „der Mann ist so reich, hat das schöne Haus — Du, Papa, bist als ein ehrlicher Mann bekannt, man weiß, daß Du in der Fabrik arbeitest. Herr Laronge würde Dir gewiß einen längeren Credit geben, auf kleine wöchentliche Abzahlungen."

Papa Perigord schüttelte den Kopf. „Du verstehst das

nicht, Schäfchen, Du kennst die Welt nicht. Wer bürgt dem Manne dafür, daß ich grade so lange lebe, bis die sich von Woche zu Woche häufende Schuld für Medizin in kleinen Raten abzuzahlen mir möglich ist? Und dann, stehe ich denn so fest in der Fabrik, daß der Buchhalter nicht einmal des Sonnabends Abends zu mir sagen könnte. „Michel, mit dem heutigen Tage ist Deine Arbeit in unsrer Fabrik zu Ende — was dann?"

„Man möchte weinen, wie traurig das klingt," antwortete das Mädchen leise — „warum sind wir nur so arm und Andere so reich!"

Diese Frage, die sicher von tausend und aber tausend Armen schon gethan worden, wurde von Papa Perigord mit einem Achselzucken beantwortet, in der That auch das Einzige, was auf diese Frage zu antworten ist. Der ehrliche Michel warf wohl oft in Stunden des Kummers, besonders in nächtlichen, wenn ihn der Schlaf floh und seine Gedanken sich um seine Armuth, um die Menge von Entbehrungen drehten, die er sich, um nur ein ehrlicher Mann zu bleiben, auflegen mußte, sich diese Frage auf und es geschah dann nicht selten, daß ihn ein Zweifel an der Gerechtigkeit des Himmels, der seine Gaben so ungleich vertheilt hat, dem Einen viel, dem Andern nichts, beschlich. Er empfand dann jedes Mal in seinem rechtschaffenen Herzen lebhaften Unwillen, wenn er sich als einen Spielball des Schicksals dachte, das in blinder Laune seine Unglücksloose und Glücksnieten ausstreut ohne das Gute dadurch zu belohnen oder das Böse zu be-

strafen. Virginiens Frage traf jetzt eine wunde Stelle bei dem armen alten Arbeiter; aber er dachte viel zu edel, um die Reinheit des kindlichen Herzens Virginiens durch irgend ein Wort, das wie unzufriedener Zweifel klang, zu betrüben. Gewiß, er würde sich selbst eher einen Schmerz zugefügt haben, als eine so trübe Gedankenfolge in dem Geiste des armen Kindes, welches bisjetzt noch keine sonderlichen Wünsche geäußert hatte, heran zu beschwören. Er schien geneigt das leise Gespräch mit Virginien zu beenden und sich zu seinem Sohne zu wenden, der sich an das Bett der kranken Mutter gesetzt hatte und mit derselben plauderte; aber Virginie flüsterte ihm zu: „Du bist müde, Papa — gieb mir die Uhr; wenn's sein muß, ich will zu Herrn Joli gehen und . . .“

Der Alte ließ sie nicht ausreden. „Was fällt Dir denn ein, mein Kind? Du solch ein Geschäft abmachen und jetzt wo's dunkel wird! Nein, nein, das ist nichts — ich werde nachher selbst hingehen, nach dem Essen — ja, ja, wenn wir gegessen haben. Dieser Joli hat die verdammte Marotte, am Sonntag heilig zu thun, die Kirchen zu durchlaufen und die Augen zu verdrehen — er macht Sonntags kein Geschäft ab, denn der Sonntag sei der des Herrn — ich muß also heute Abend noch zu ihm.“

Virginie kannte den Alten zu gut, um nur noch ein Wort darüber zu verlieren, sie wußte, daß er sie nicht würde gehen lassen und wenn sie ihn auch noch so sehr bestürmte. Sie deckte den einzigen Tisch, den die Familie besaß, das heißt, sie breitete ein graues, ungebleichtes Leinentuch über

denselben, holte aus dem Schranke ein schon angeschnittenes Brot, legte einen großen Rettig auf einen braunirdenen Teller und drei Messer nebst einem mit Salz vollgehäuften Stück Papier daneben, das einzige Glas in diesem kümmerlichen Haushalt füllte sie mit frischem Wasser voll.

„Nun, Innocent, zum Essen, bringe Dir Sitz und Stimme mit, mein Junge — ich hoffe, Du wirst Hunger haben, denn wer den ganzen Tag in freier Luft steht und vorzüglich am Wasser, der muß immer Appetit haben.“

„So ist es, Vater!“ antwortete Innocent — „das ist meine schönste Eigenschaft, die ich der Umstände wegen, mit Vorliebe und großer Genugthung pflege, wenn's möglich ist. Womit wird uns Virginie traktiren? — Ah, Rettige — parbleu, Papa, mit der Zeit werden wir sehr bekannt mit allen Feinheiten der Rettige werden — wenn ich nicht irre, studiren wir schon zwei oder drei Wochen lang zur Abendzeit die geheimen Vorzüge der Rettige vor den Wasserrüben. Aber sie sind pikant und so behalten sie den Sieg.“

Dieser Scherz des armen Burschen über das fast zu frugale Abendbrot nach einem Tage voll harter Anstrengung schien über die Familie eine wohlthuende Heiterkeit zu verbreiten, Virginie lachte, selbst die kranke Mutter lächelte und Papa Perigord sagte recht launig: „Es ist wahr, mein Junge, wir studiren die Rettigkunde — indeß wir sind munterer dabei, als vielleicht mancher Vornehme es bei den theuersten Delikatessen ist.“

Innocent sagte lachend darauf: „Papa, weil an unsrer Tafel grade die Rede von Vornehmen ist, betrachten Sie mich einmal, ich habe heute eine vornehme Bekanntschaft gemacht, sehr vornehm, auf Ehre und Seligkeit.“

„O, Strick Du,“ redete Michel — „in Deiner schmutzigen Blouse — unsre Herren gießen sich zwei Flaschen eau de mille fleurs über den Kopf, wenn sie mit einem unsers Gleichen durch Zufall in Berührung gekommen sind — das Volk stinkt, sagen sie.“

„Nichts von Herren, Papa — 's war eine Damenbekanntschaft — sacre bleu parbleu, bin ich nicht ein Sohn des großen Paris, wie jeder Andere, der eben durch Zufall nur in einem Phaëton fährt? Sie greifen mir an die Ehre — meine Blouse ist meine Uniform und ich bin stolz darauf, daß ich ein Arbeiter bin. Diese Hände — auf Ehre, die Schwielen dieser Hände sind mein Wappen, ich bin kein Tagedieb, nein, ich verdiene mir mein Brot und meine Scheibe Rettig und frage den Henker darnach, ob ein hochnäsiger Glacémensch mich wie eine Raupe betrachtet. Schade, daß es keine Revolution mehr giebt, keinen Bonaparte, nur Perückenstöcke, die sich mit Complimenten und schönen Worten todtmachen, — Papa, ich wäre dabei — Donnerwetter, der Barricadenkrieg ist nicht zu verachten.“

„Teufelsjunge,“ lachte der alte Michel — „er ist Feuer und Flamme, aber so muß es sein — die Arbeiterclasse ist das Fett in der Suppe, — kräftige Arme, Muth im Herzen und Todesverachtung — ah, ich habe den Sieg des

Volkes gesehen, ich habe die Gefallenen begleitet, als man ihre Todtenfeier — es lebe Frankreich!“

Der alte Arbeiter war außerordentlich aufgeregt, seine Augen glänzten und seine gefurchten Wangen rötheten sich, als er der Zeit gedachte, wo das Volk einen Sieg errungen über die Leute von Ehedem und ganz Paris voll Jubel und Freude war. Es trat eine lange Pause ein. Innocent, als ein Sohn dieses Volkes hegte eine große Ehrfurcht vor der erhebenden Bewegung des Geistes und des Herzens, die sich auf dem Antlitz seines Vaters aussprach, er störte die Rückerinnerung an die Tage des Glanzes nicht, der sich Michel so sichtlich hingab. Nach einiger Zeit sagte Michel: „Nun, mein Junge, also von Deiner vornehmen Bekanntschaft zu reden — „es wird, wie ich mir denken kann, eine Dame aus dem zwölften Arrondissement gewesen sein, nicht wahr? einen Rosahut mit weißem Spitzenschleier und ein papageigrünes Kleid oder sonst von auffallender Farbe?“

„Fehl geschossen, Papa,“ antwortete Innocent — „schwarz, ganz schwarz, in tiefer Trauer und sehr nobel — auf Ehre und Seligkeit, sehr nobel. Virginie lacht. Mademoiselle Schwester, ich finde nichts Lächerliches dabei, „daß ich eine Bekanntschaft mit einer nobeln schwarzen Dame gemacht habe.“

„O, sehen Sie, Papa, er wird bös, weil ich über den Eifer lache, mit dem er die Noblesse seiner Bekanntschaft uns beweisen will,“ sagte Virginie lächelnd.

„Erzähle weiter, Innocent,“ redete Michel — „und ärgere Dich nicht über mein Schäfchen, — mein Gott, sie

hat ja sonst wenig Freude, warum soll sie nicht auch einmal lachen und sollte es auch nicht grade ganz passend sein. Gieb ihm die Hand, Virginie, Innocent ist sehr kitzlig im Punkte der Ehre — und das kann man loben."

Virginie reichte ihm die Hand über den Tisch und Innocent schüttelte dieselbe treuherzig, dann fuhr er fort in seiner Erzählung. „Sie wissen, Papa, wir arbeiten am Platz Walhabert — der Quai ist lang und breit, die Promenade dort nicht zu belebt, obwohl die Passage über die Austerlitzer Brücke nach der Straße Moreau ziemlich besucht ist. Wir hatten Schiffsleinen gedreht und sie ausgespannt. Eine junge Dame ging dicht an uns vorüber, ganz allein, wie ich schon bemerkte, in tiefer Trauer. Sie erschrack heftig, weil Einer von uns schrie: „Vorgesehen!" und lief schnell auf die Seite. Etwas Weißes fiel aus ihrem Taschentuch auf die Pflastersteine, ich sprang hinzu, es war ein Brief, versiegelt. Natürlich er gehörte ihr und nicht mir — ich lasse die Leinen im Stich und laufe ihr nach. Mademoiselle, Sie haben einen Brief verloren, ich war so glücklich und so weiter, was man bei solchen Gelegenheiten in der Eile sagt."

„Einen Brief? Ach, um des Himmels willen, dieser Brief ist für mich von unersetzlichem Werthe — ich danke Ihnen tausendmal, Sie sind mein Retter."

„Auf Ehre und Seligkeit, Papa, mir wurde sehr wunderlich zu Muthe, ich sah Thränen in den Augen der Dame, sie weinte und ich wurde verdutzt. Sie suchte in ihrem kleinen Arbeitsbeutel, weil ich stehen blieb, sie mochte

mich für lüstern nach einem Trinkgelde halten. Das brachte mich wieder zu mir. Mademoiselle, Sie sind im Irrthume, sagte ich — ich bin zwar arm, das ist nicht zu läugnen, indeß das geht Niemand etwas an — Gefälligkeiten lasse ich mir nicht bezahlen, ich blieb nur stehen, weil — weil — die gute junge Dame mochte meine Verlegenheit sehen, ich schämte mich in die Seele hinein, daß ich mitten in der Rede stecken blieb. Sie sind ein braver Arbeiter, sagte sie — ach, nur bei diesen Braven findet man noch Herzen, die noch Tugend und Uneigennützigkeit besitzen trotz Armuth und Entbehrung. Wie heißen Sie, mein Freund?"

„Innocent Perigord, Ihnen zu dienen, Mademoiselle."

„Ich danke Ihnen, Herr Perigord, Sie haben mir einen großen Dienst geleistet — vielleicht kann ich Ihnen wieder einmal nützlich sein — man kann nicht Alles wissen. Leben Sie wohl, mein Guter!"

„Sie eilte fort über die Brücke und ich stand noch lange Zeit da und sah ihr nach. Man lachte mich aus, man nannte mich einen Troubadour, der mit dem Drehrad die Damen bezaubere, — man trieb es so weit, daß ich den Frederic Lemercier ein wenig für die Bonmots schüttelte, die er um meinetwillen zur Welt brachte; aber auf Ehre und Seligkeit, die junge Dame hat mir sehr gefallen — sie war nobel, das unterlag keinem Zweifel, ich benahm mich ein wenig tölpelhaft ihr gegenüber — ich war sehr ärgerlich auf mich."

„Mein Sohn," redete Michel — „ich bin weit ent-

fernt, es für gut zu finden, daß Du den Frederic Lemercier abschütteltest für die bewußten Bonmots, die Ironie ist ein übles Ding, das nicht Jeder verträgt; aber was Deine vornehme Bekanntschaft betrifft, so finde ich — aufrichtig gesagt — weiter nichts darin, als daß Du ein Närrchen warst und die junge schwarze Dame sehr vernünftig."

„Sie haben Recht, reden wir nicht mehr davon," stimmte Innocent bei.

„War der Brief an sie! hast Du die Adresse gelesen?" fragte Virginie.

Innocent schien verlegen zu werden, aber er war zu aufrichtig, um eine Lüge zu ersinnen. „Hm," sagte er „es wäre wohl nobler gewesen, wenn ich es nicht gethan hätte, indeß es ist geschehen und so will ich es nicht verhehlen. Die Adresse war an Madame Fourneaux, so viel ich in der Eile lesen konnte."

„Nun laßt es gut sein, Kinder, wir haben gespeis't und sind satt," sprach der alte Perigord — „räume ab, mein Schäfchen. Du, Innocent, wirst mich begleiten, ich habe einen Gang noch zu gehen."

„Gut, Papa — ich werde auf diese Art auch die Abendluft genießen zur Abhärtung des Körpers."

Der alte Perigord trat an das Bett seiner kranken Frau und redete leise mit ihr. Marguerite weinte. „Mach mir doch das Leben nicht so schwer, Frau," sagte Michel halblaut — „was kann's denn helfen? Es muß ja doch sein, es ist ja doch um Deinetwillen nothwendig."

„Ach diese unselige Krankheit bringt uns an den Bettelstab!" klagte Marguerite — „die Uhr — mein Gott, die Uhr, 's

ist ja noch das Einzige was wir von Werth haben und für Dich ein Andenken an den rechtschaffnen Vater Plovel."

Michel rieb sich die Stirn. „Ich weiß, ich weiß," sagte er — „ich verliere sie ja nicht — bei Herrn Joli steht sie eben so gut als bei mir, der Mann ist sehr ordentlich mit den Pfändern, packt Alles wohl ein — freilich, ich werde sie nicht mehr, wenigstens auf eine Zeitlang, in der Tasche tragen, 's war so hübsch — nun, man muß sich daran gewöhneu — ach, meine Gute, unser Loos ist, in Alles sich hineinzufinden. Tröste Dich, Marguerite, und sei gutes Muthes, wenn's heute schlimm aussieht, kann's morgen anders sein — oh, wir haben die schönste Aussicht, warum wollten wir verzagen? Komm, Innocent!" rief er seinem Sohne zu, der mit seiner Schwester an's Fenster getreten war, wo sie ihm ihren Blumenstock zeigte und die kleinen Bouquets.

„Was weint denn die Mutter?" fragte der junge Bursche.

„Nichts, mein Sohn, sie ist ungehalten, daß ich zum Onkel gehen will."

Innocent schien seines Vaters Antwort nicht zu verstehen. „Zum Onkel?" fragte er erstaunt.

„Die Tante *) hat die Büreaus geschlossen, sie hilft Niemand für heute und morgen mehr aus der Noth, Onkel Joli aber ist immer auf dem Platze, ich will ihn bei meiner Uhr zu Gevatter bitten."

*) Die Pariser nennen das Leihhaus „die Tante."

Innocent schien traurig zu werden, denn die Uhr war das einzige Kleinod, das diese arme Arbeiterfamilie besaß oder vielmehr, das ihr übrig geblieben war von den wenigen Habseligkeiten, die die lange Krankheit der Frau bereits schon verzehrt hatte und die in Onkel Jolis Händen sich bereits fanden. Es war für den ehrlichen Perigord schlimm, daß er als Arbeiter nicht die Wohlthat des öffentlichen Leihhauses benutzen konnte, und einem Wucherer in die Hände fallen mußte. Die Stunden am Tage, wo dies für so arme Familien wohlthätige Rettungsinstitut geöffnet war, waren seine Arbeitsstunden in der Fabrik, und eine falsche Schaam, ein leicht erregbares Ehrgefühl hielt Michel ab, seine große häusliche Armuth seinen andern Kameraden kund werden zu lassen. Gewiß, des Armen Ehre, ist gleich einer vernarbten Wunde nur zu empfindlich gegen jede Verletzung, diese Ehre ist sein Geheimniß, das die Welt nicht für werth hält, beachtet zu werden. Michel Perigord hielt seine Armuth, seine bedrängte Lage so geheim als möglich, er wußte, daß der Arme nur eine leere, oft auch gar keine Theilnahme findet, und dieser arme Arbeiter setzte einen Stolz darein, nicht Anderen zur Last zu fallen, wo er noch eine Möglichkeit zu sehen glaubte, sich über dem Strome erhalten zu können. Sein grader, biederer Charakter scheute jede sklavische Kriecherei, die leider von dem Hilfsbedürftigen nur zu oft als erste und unausweichbare Nothwendigkeit gefordert wird, er hatte den Pli eines alten napoleonischen Gardisten in seinem Wesen und wenn er sich die Möglich-

keit dachte, daß er, der mit in Italien, Spanien und Rußland gewesen war, wo er sich nicht gebückt hatte im mörderischen Kugelregen, sich auf seine alten Tage bücken müsse, wie ein Bettler, dessen Hand kraftlos zum Verdienst, dessen Körper siech geworden, dann überlief ihn ein Schauer. Innocent sah sehr wohl ein, daß die Aeußerung des Kummers seiner Seits bei Mutter Marguerite nur das Uebel verschlimmern und die Thränen vermehren würde, darum schwieg er und stülpte seine breite Schirmmütze auf, um Vater Michel zu begleiten. Virginie hatte sich ans Fenster gestellt, und wie es schien, auf ihren schönen Rosenstock die Augen gerichtet, sie verbarg so eine Thräne, die sich an ihren Wimpern hervorstahl und welche Vater Michel nicht sehen durfte, um ihm das Herz nicht schwer zu machen, denn sie wußte wohl, daß er sich nur mit großem Schmerz von der alten tombaknen Uhr trennte. Wir wollen dem Leser das Portrait dieses jungen Mädchens zeichnen. Virginie war schlank und in Mittelgröße, jenes derbe, auf eine robuste Körperconstitution deutende Wesen, welches so häufig ein Erbtheil der Töchter armer Arbeiterfamilien ist, fehlte ihr ganz. Dies arme Mädchen besaß eine Zartheit in ihren Bewegungen, die weder die Furcht einer feinen Erziehung noch des Strebens nach Grazie war, eine natürliche Anmuth verlieh ihr einen Nimbus, der ihr unbewußt war, weil sie bis jetzt glücklicherweise noch keinen Umgang mit Leuten gehabt hatte, die den schlummernden Trieb der Eitelkeit in ihr erweckt hätten. Virginie war bisher auf sich

selbst beschränkt gewesen, selbst der Umgang mit ihres Gleichen fehlte ihr, darum waren auch alle jene Eindrücke, die nothwendig eine Folge solchen Umganges hätten sein müssen, ihrer Seele fern geblieben, jene Schmutzflecken der Gemeinheit, einer niedrigen und rohen Gesinnung hatten ihr Herz noch nicht entweiht und ihre Träume noch nicht zu Tummelplätzen unheiliger Phantasieen gemacht. Diese Seelenreinheit prägte sich auch in der That in ihrem Antlitz aus. Es zeigte nicht jene kernige Gesundheit, die in stark gerötheten Wangen ihr Dasein verkündigt, vielmehr lag über die sanften lieblichen Züge ihres Antlitzes ein sanfter Hauch von Melancholie ausgegossen, ein blasser Rosenschimmer ruhte auf ihren Wangen und verschmolz wie ein dämmernder Lichtschein in einer hellen heitern Umgebung, in dem zarten weißen Teint ihrer Haut, der durch ein dunkles kastanienbraunes Haar noch mehr hervorgehoben wurde.

Virginiens Gesicht besaß keine regelmäßige Schönheit, ihre Züge waren vielleicht zu sanft hervortretend, zu wenig ausgeprägt, zu leise angedeutet, weswegen auch bei einem Anlaß von Freude oder Trauer die Bewegung derselben nicht sehr auffiel. Dies Antlitz glich in seiner Ruhe, in dem stillen ungestörten Frieden, einer lieblichen Landschaft in einem klaren wunderbaren Mondlicht. Die arme Virginie kannte keine großen Wünsche, wie sie bis jetzt noch nichts von der Welt kannte, obwohl sie fast mitten in dem Gewühle derselben lebte. Das ausgewaschene Kattunkleid, das sie trug,

zeigte allerdings mehre buntfarbige Flickflecken, aber nicht einen einzigen Riß, keine Ausfranzungen an den Säumen und es war dasselbe allmählig so gekürzt worden, daß es jetzt eine Hand breit über dem Knöchel den schön geformten Fuß und die sanfte Anschwellung der Wade sehen ließ. Ein buntes Tuch, in der Farbe verschossen, hüllte Busen, Schultern und Nacken des schönen Mädchens ein, und eine dunkle Schürze, welche ihr Innocent einmal zu ihrem Geburtstage geschenkt, vervollständigte ihr Costüm, das, so armselig es auch sein mochte, doch in seiner Reinlichkeit einen Beweis der Selbstachtung und des Gefühls für Anstand ablegte, welchen dieses arme Mädchen in sich trug.

Innocent war unverkennbar ihr Bruder, die Gesichtsähnlichkeit mit ihr trat zu lebhaft in's Auge. Luft, Sonne und der Witterungswechsel, denen der arme Bursche stets ausgesetzt war bei seinem Geschäft, hatten ihm bereits einen männlichen gebräunten Teint gegeben, die harte Arbeit seine noch jugendlichen Züge stärker markirt. In seinen Knabenjahren ein wilder Gamin, trat in seinem Wesen eine Entschlossenheit hervor, welche zu seiner Lebhaftigkeit, zu seinem kräftigen Aeußeren in bester Harmonie stand. Die arme Frau sah mit trüben, verweinten Augen ihrem Manne nach, der mit Innocent nach der Thür ging, sie wußte, daß dieser Gang ihm jederzeit sehr schwer wurde, weil er einen Theil ihrer wenigen Habseligkeiten kostete; heute aber wurde er ihm doppelt schwer, weil er sich von dem einzigen Werthstücke trennen mußte, das er so hoch gehalten und

mit einer Art von Stolz und Rührung zu betrachten gewohnt war. Ehe noch Michel die Thür geöffnet hatte, klopfte es stark von außen an dieselbe.

„Keine Umstände,“ sagte Innocent aufmachend — „immer herein, wer einen Kopf hat.“

Indeß der gute Bursche trat nicht wenig erstaunt zurück, als ein Briefträger den Kopf hereinsteckte mit der Frage: „Michel Perigord, ehemals Gardist?“

„So ist's,“ antwortete Michel.

„Hier einen Brief an Michel Perigord — ei so nehmt, ich habe keine Zeit Eure Verwunderung abzuwarten — bitte mir einen Sou dafür aus.“

Dies Ereigniß schien Vater und Sohn verblüfft zu haben, Michel Perigord hielt den Brief in der Hand und sah stier auf die Adresse — es war das erste Mal, daß er in seinem Leben einen Brief erhielt.

„Ich zweifle, daß Sie recht sind,“ sagte er zu dem Briefträger — „ich wüßte nicht, wer an mich schreiben sollte, ich habe noch nie eine Correspondenz gehabt, und sehen Sie nur — wie fein das Papier ist — ah, sacre dieu, es duftet nach Parfüm.“

„Sie heißen Michel Perigord, waren Gardist, mehr braucht es nicht — und was wollen Sie denn, hier ist ja die Hausnummer und die Straße — versteht sich, daß der Brief an Sie ist. Halten Sie mich nicht auf, Herr Perigord, ich habe mehr zu thun, als den Leuten vorzudemonstriren daß die Adressen richtig sind.“

„Das ist Alles sehr seltsam, mein Guter," entgegnete Michel — „indeß ein Sou — ein Sou ist viel Geld bei unser Einem, — wer an mich schreibt, sollte bedenken, daß die Sous bei mir nicht so häufig sind — ich werde den Brief jedenfalls nicht annehmen, mein Freund."

„Ich kann Niemand zwingen, geben Sie her, Herr Perigord — thut mir leid, daß ich die schlechte Treppe erst steigen mußte. Ich wünsche nicht, daß Sie durch die Nichtannahme sich vielleicht einen Freund verscherzen — man kann nicht wissen — ohne Ursache wird Niemand an Sie schreiben."

„Das ist wahr, der Herr hat Recht," stimmte Innocent bei — „hol' der Teufel den Sou, — hier ist Einer — wir wollen auch einmal einen Brief lesen von Jemand, den wir gar nicht kennen."

„Gute Nacht!" sagte der Briefträger und eilte die Treppe hinunter. Innocent machte hinter ihm zu.

Unter der Familie Perigord fand ein langes, fast einer Bestürzung ähnliches Schweigen statt. Endlich sagte Michel: „Du bist sehr leichtsinnig mit dem Gelde, mein Junge; glaubst Du, daß uns Jemand, wenn wir auch den Brief gelesen haben, einen Sou dafür wieder giebt?"

„Nein, das wäre Aberglaube, Papa; aber wir wollen auch einmal den Geschmack von Geschäftsleuten haben. Es ist eine Genugthuung für uns, einmal zu wissen, wie andern Leuten zu Muthe ist, die Briefe bekommen. Und sehen Sie nur, Virginie ist ganz neugierig — und Mut-

ter Marguerite auch, sie sagen nichts, aber sie freuen sich auf den Fastnachtsspaß, daß man uns einen Brief über den Hals geschickt hat, von dem wir gar nicht wissen, woher er kommt. Abwechslung muß sein, Papa — geh, Virginie, zünde das Lämpchen an, wir wollen uns darüber hermachen." —

Michel kämpfte noch mit dem Gedanken an den Sou, aber sagte nichts mehr, er hatte den Brief auf den Tisch gelegt. Virginie war sehr eilig mit dem Anzünden der Lampe und als sie diese auf den Tisch gesetzt hatte, stellte sie sich neben Innocent, der den Brief in die Hand nahm und aufmerksam betrachtete.

„Ein schönes Siegel," sagte er — „sehen Sie, eine Schärpe, an der Quasten herunterhängen, oben ein Helm mit einer Krone, aus der ein Arm mit einem Schwerte herausragt — das ist merkwürdig, nicht wahr?"

„Das sieht einer gewundenen Brezel ähnlich," bemerkte Michel hinsehend — „sind wir vielleicht bei dem Bäcker etwas schuldig — Du mußt es wissen, Virginie."

„Allerdings," antwortete diese — „aber Meister Guiscard weiß doch, daß er allemal Sonntags früh bezahlt wird."

„Er wird uns den Credit aufkündigen und ist zu artig, Dir oder mir das in's Gesicht zu sagen," redete Michel aufgeregt — „es ist nicht recht von ihm, daß er uns noch einen Sou Ausgabe macht."

„Ich kann das nicht glauben, Michel," sprach die

kranke Frau — „Meister Guiscard wohnt kaum drei Häuser von uns, er würde nicht erst einen Brief schreiben und er ist auch nicht so artig, als Du glaubst.“

Michel sah seinen Irrthum ein, er rieb die Stirn mit der umgekehrten Hand und betrachtete dann auf's Neue den Brief, wobei er zu der Ueberzeugung gelangte, daß der Absender jedenfalls keine Bekanntschaft mit Teig und Backofen haben könne, denn die Adresse war sehr zierlich geschrieben und vorzüglich machte ihn der Parfümduft sehr zweifelhaft.

„Das ist heute ein bemerkenswerther Tag,“ bemerkte Innocent lachend — „eine schwarze Dame verliert an der Brücke von Austerlitz einen Brief und wir bekommen einen — sehr merkwürdig — ohne zu viel zu behaupten, könnte man sagen, ein sehr merkwürdiger Tag. Aber öffnen Sie ihn, Papa — der Sou ist fort, wir müssen wenigstens nun erfahren, was wir dafür bekommen haben.“

„Du hast Recht, mein Junge, der Schaden kann nicht größer werden.“ —

Virginie bat, daß der Vater sie den Brief öffnen lassen möge, sie wolle sich das schöne rothglänzende Siegel aufheben. Michel that ihr den Willen und als sie vorsichtig das Papier rund um das Siegel abgeschnitten, legte sie den Brief hin. Michel rückte sich die Lampe näher und las dann still vor sich.

Eine lautlose Ruhe wurde nun von den Uebrigen beobachtet, ihre Blicke hingen gespannt und erwartungsvoll an den Mienen Michels. In der That konnte der alte Ar-

beiter erst, nachdem er sich etwas mit den Schriftzügen vertraut gemacht hatte, den Inhalt im Zusammenhange lesen. Zu ihrem Erstaunen gewahrten Marguerite sowohl, als Innocent und Virginie, daß die Züge Michels starr wurden, daß er einer großen Ueberraschung unterlag, indeß Keiner wagte ihn durch eine Frage zu stören.

Endlich aber ließ Michel das Blatt, das er in der Hand hatte, auf den Tisch fallen und sank mit dem Ausruf: „Mein Gott!" an die Lehne des Schemels zurück, auf dem er saß.

„Ach, um Gotteswillen, Michel!" rief die kranke Frau erschrocken — „was ist denn?"

Und Innocent und Virginie eilten zu dem alten Manne und riefen ihn beim Namen und baten ihn, sich doch zu fassen. Innocent wollte den Brief augenblicklich über das Lämpchen halten, um ihn zu vernichten, Virginie weinte vor Angst, in solchem Zustande hatte sie den Vater noch nicht gesehen. Ehe noch Innocent den verhängnißvollen Brief ganz über das Lampenflämmchen gebracht hatte, zog ihn Michel am Arm zurück.

„Nicht so, Innocent! — Halt! — halt! — was willst Du thun?" rief er.

„Verbrennen will ich ihn, weil er Sie so erschreckt hat — ach, hätte ich meinen Sou wieder!"

„Der Brief ist heilig," sagte der alte Arbeiter — „leg' ihn hin."

Dann als er sah, daß ihn Alle erstaunt anblickten, faßte er Virginien und Innocent bei den Händen und sagte: „Meine Kinder! Meine guten armen Kinder — das ist ein Sonnenblick in dem Leben eines armen Mannes wie ich bin. Ach, wenn ich Euch so ansehe — Marguerite, Frau — diese armen Kleinen werden glücklich werden, wie sie es verdienen. Ich habe nie geweint — aber heute — sacre bleu parbleu, heute schäme ich mich einer Thräne nicht — Ihr mögt sie Alle sehen — Michel Perigord ist kein altes Weib, das wißt Ihr wohl.“

„Und das steht Alles in dem Briefe?“ fragte Virginie erstaunt.

„Lies, mein Junge, lies — Ihr habt Beide vollkommenes Recht dazu.“

Innocent nahm den Brief und las Folgendes:

„Braver Perigord!

„Mein Herz ist voll Freude, — ich habe Euch gefunden. Siebzehn Jahre lang Kummer zu tragen um das Liebste eines Mutterherzens, — ach das ist eine schwere Prüfung des Himmels. Meine Kinder — leben meine Kinder noch? Das ist der Gedanke, der mich quält, den nur Ihr, braver Mann, lösen könnt. Aber um Gotteswillen, kein Wort darüber gegen irgend Jemand, es wäre mein Unglück. Ein Geheimniß muß es bleiben, wenigstens für jetzt. Also Verschwiegenheit, guter Perigord — Dienstag Abends 10 Uhr findet Euch ein an der

linken Ecke der Straße Grenelle, wo dieselbe mit der Avenue von Labourdonnaie zusammenstößt. Ein Mädchen wird Schlag zehn Uhr von der Grenelle in die Avenue einbiegen und halblaut die Marseillaise singen — folgt ihr nach, sie führt Euch zu mir, die Euch mit Sehnsucht erwartet. Bis dahin Eure aufrichtige, dankbare Freundin

Valentine —"

Innocent stand fast regungslos, als er diese Zeilen gelesen, er schien betäubt, weil sich so unerwartet mit einem Male Alles vor seinen Augen veränderte — Virginie theilte vollkommen die Ueberraschung, der ihr Bruder unterlag. „Meine Kinder," sagte der alte Arbeiter und zog sie Beide zu sich — „an diese Freude habe ich nicht mehr geglaubt — ich sage Freude, meine guten Kinder, denn es that mir tief in der Seele leid, daß Ihr mit mir darben mußtet, während Euch doch jedenfalls ein besseres Loos gebührt. Ich und die gute Marguerite haben Euch erzogen, als wäret Ihr unser leibliches Fleisch und Blut — freilich die Erziehung war auch darnach — sacre dieu, was kann ein armer Mann an seine Kinder wenden; aber Ihr versteht doch Schreiben und Lesen und habt ein gutes Herz, was sehr viel ist. Ah, pfui über mich altes Weib, da kommen mir die Thränen wieder geschossen bei dem Gedanken, daß Ihr fort von uns sollt — und — ah, bah, ich bin ein Narr — Jeder hat doch seinen Weg zu gehen."

So sehr sich der ehrliche Michel auch Mühe gab, Herr der Bewegung zu werden, die ihn so mächtig ergriffen hatte,

so war er doch dies Mal der Sclave seines Gefühls, er zog Virginie zu sich nieder und sagte halblaut: „Mein Schäfchen, ich werde immer denken, ich sei Dein Vater, ich habe mich so an den Gedanken gewöhnt durch so viele Jahre, daß es mir sehr schwer werden wird, davon abzukommen.“ Virginie sank an ihm nieder, sie war keines Wortes mächtig, so sehr fand sie sich überrascht durch den Gedanken, nicht die Tochter Perigords zu sein. Ihre Gedanken waren bisher in einer ruhigen Folge einer nach dem andern vor sie hingetreten und jetzt auf einmal ein so schneller Wechsel, ein ungeheurer Sprung in diesem ruhigen Denken, in dieser stillen Gewohnheit, daß sie davor erschrack und sich keine Rechenschaft geben konnte über die Ideen, die jetzt plötzlich von ihrem Geiste Besitz nahmen.

„Und Du sagst gar nichts, Innocent?“ fragte der alte Arbeiter, der seine braune genarbte Hand auf die weiße Schulter des neben ihm knieenden Mädchens gelegt hatte — „komm her, mein Junge, Du sollst Alles erfahren — Alles, Mutter Marguerite ist zugegen und wenn sie auch krank ist, meine gute Alte, so wird sie doch sagen können, das Alles die reinste Wahrheit ist, was ich jetzt Euch mittheilen werde — was ich und Marguerite sorgsam verschwiegen, um Euch arme Kinder nicht durch Dinge in Unruhe zu setzen, die, wie es den Anschein hatte, auf immer begraben und vergessen waren und die Euch nichts nützen, im Gegentheile Euch in Eurer Ruhe stören konnten.“

„Sind wir, Virginie und ich, die Kinder, von denen

hier im Briefe die Rede ist?" fragte Innocent noch ganz betäubt von der Ueberraschung.

„Ja, mein Junge," antwortete Michel — „das seid Ihr, Du und mein Schäfchen — glaube mir, Innocent, manchmal wurde es mir recht schwer um's Herz, wenn ich Euch so darben sah und am Hungertuche mitzehren und doch immer so ruhig, so geduldig, ja so heiter dabei, wie vielleicht mancher im Ueberfluß Erzogene es nicht ist bei Befriedigung aller seiner Launen. Doch ich will Euch erzählen was nothwendig ist — Marguerite, Du wirst mir helfen, wenn mein alter Kopf etwas vergessen sollte, denn in achtzehn Jahren nimmt das Gedächtniß wohl ab und das weit hinter uns Liegende wird allmählig wie von einem Schleier bedeckt, der sich verdichtet und endlich mit den Jahren ganz undurchsichtig wird."

Innocent setzte sich schweigend auf den Bettrand Margueritens und Virginie kauerte neben Michel, ihr vom Schein des Lämpchens erhelltes Gesicht auf ihn richtend mit dem sanften Ausdruck eines Kindes, das eine Erzählung vom Munde des Großvaters weglauscht.

Nach einer Pause begann Michel Perigord also:

„Ich habe Euch oft erzählt von den Feldzügen, die ich unter dem Kaiser mitgemacht, und wenn ich sage, ich bin stolz darauf, daß ich unter den Braven diente, die die Welt mit Ruhm erfüllten, so ist das nur in der Regel. Ich habe Euch auch erzählt, meine Kinder, vom Kapitain O'Byrn, einem braven Irländer, — er ist todt ... lange schon todt ...

ich habe ihn begraben, ich und Marguerite ... nicht wahr, Alte? Kapitain O'Byrn war ein strenger und finsterer Mann. Die Gardisten konnten ihn nicht gut leiden, man sah ihn selten in Gesellschaft, nie heiter, als wenns zur Schlacht ging ... dann aber war er der Teufel selber ... er machte sich wenig daraus, allein auf eine Batterie Sechspfünder loszugehen, wenn es hieß, sie speie Tod und Verderben. Ich würde ihn nie genauer haben kennen lernen, wenn nicht in einer Winternacht in Rußland ... der Teufel hole dies Andenken an Rußland!" unterbrach er sich ärgerlich ... „also, wenn mich da der Zufall nicht mit ihm zusammengeführt. Auf dem Rückzuge hatten wir zwanzig Mann zusammen eine verlassene Hütte aufgefunden. Damals galt es Selbsterhaltung, man ließ den Bruder erfrieren, wenn man sich nur selbst erwärmen konnte. Wir hatten Feuer am Boden der Hütte gemacht und wärmten uns die Füße und die Hände ... mitten in der Nacht hörten wir ein tiefes schweres Stöhnen dicht bei der Hütte und zuweilen den Ruf: „Helft Kameraden! helft!"

„Niemand soll herein, wir sind uns die Nächsten, es ist kein Platz mehr," sagte ein alter Unteroffizier. Das war Jedem Recht ... die Meisten waren stumpfsinnig geworden gegen das Leid der Kameraden, sie wären auf einem Sterbenden mit Seelenruhe eingeschlafen. Das Winseln vor der Hütte dauerte fort, ich hielt es nicht aus, ich mußte sehen, ob da nicht Hilfe möglich sei. Als ich die Thür geöffnet hatte, sah ich einen Mann im Schnee liegen, ein

Pferd bei ihm. Der Mann streckte seine Arme nach mir aus und rief um Hilfe. „Ein Bein ist mir zerschossen,“ sagte er, „ich kann nicht fort ... und diese Kälte ... hilf Kamerad!“

„Wer bist Du, Kamerad?“ fragte ich.

„Kapitain O'Byrn von der Garde.“ ... Ich wußte daß es Spektakel geben würde, wenn ich ihn in die Hütte bringen würde, indeß ich thats, der Kapitain war ein braver Mann, in größerer Noth noch als wir Anderen, ich trug ihn hinein — ha, es kostete fast Blut, ehe ich so viel errang, ihn bei uns zu behalten. Sein Pferd war mit in die Hütte gekommen. Man hatte gegen das Thier nicht so viel einzuwenden, als gegen die Gegenwart des Kapitains, man konnte ihn nicht leiden — ich erzwang es aber, und da sich Niemand um ihn kümmerte, machte ich ihm Umschläge von Schnee und brachte so Kühlung in sein zerschossenes Bein. Am andern Morgen sagte er zu mir, ich möchte ihn aufs Pferd heben und das Thier führen, bis wir den Generalstab erreicht hätten. Ich ließ mich willig dazu finden und so kam es, daß ich des Kapitains Freund wurde.“

Der alte Arbeiter schwieg eine Weile, dann fuhr er in seiner Erzählung fort: „Ich wurde sein Freund, das heißt eigentlich, sein Diener, denn er erhielt vom General die Erlaubniß, mich bei sich behalten zu dürfen zur Pflege. Kapitain O'Byrn verlor sein Bein, aber ich habe nie eine Klage darüber von ihm gehört, selbst keinen Laut des Schmerzes, als man ihm dasselbe abnahm. Wenn man

von ihm gesagt hatte, er hasse die Menschen, so war das nur reine Wahrheit, er liebte Niemand und betrachtete Jeden mit Verachtung, und so war es gekommen, daß auch Niemand etwas Näheres von ihm wußte, als daß er einen wilden Todesmuth besaß, der vor keiner Gefahr zurückbebte. Ja, meine Kinder, es war kein Spaß, um Kapitain O'Byrn zu sein, man sah nie ein Lächeln, immer Unglück auf seiner Stirn — es gab oft Wochen, wo er gar nicht sprach, und das war die schlimmste Zeit. Dann schlief er auch sehr selten des Nachts und zuweilen hörte ich ihn einen wüthenden Fluch ausstoßen. Wir kamen nach Paris zurück. Kapitain O'Byrn miethete ein kleines Quartier außerhalb der Stadt an der alten Straße von St. Germain. Wir lebten da wie die Einsiedler, zurückgezogen von aller Welt — parbleu, ich wäre dieses Lebens überdrüssig geworden, wenn nicht meine Bekanntschaft mit Mademoiselle Marguerite Coubois ein wenig Zeitvertreib in die Langeweile gebracht hätte. Kapitain O'Byrn nickte blos mit dem Kopfe, als ich ihm sagte, daß ich heirathen wolle. Marguerite fürchtete sich vor ihm, weil er unheimlich aussah und kam ihm nie in den Weg. Fünf Jahre war ich bei ihm, ohne daß ich wußte, er habe noch Verbindungen mit der Welt; obwohl er oft Briefe empfing, die er bei verschlossener Thüre las und dann, wie ich vermuthete, dem Feuer übergab, denn ich sah sie nie mehr. Diese Briefe fürchtete ich besonders, denn es war gewiß, daß er dann Wochenlang wieder finster und in sich gekehrt umherging

und sich in Büchern vertiefte. Eines Abends sagte er zu mir: „Michel, um Mitternacht wird man mich besuchen — Du wirst munter sein. Man klopft dreimal an die Hausthüre — das ist das Zeichen. —“ In der That wurde fast mit dem Schlage Mitternacht geklopft, ich öffnete und erschrak nicht wenig, als ich einen großen hagern Mann in Priestertracht, mit Chorhemde und Stola, einen weiten dunkeln Mantel übergeworfen, eintreten sah, der eine kleine Monstranz in der einen Hand an der Brust angelegt trug. Der Fremde sprach nichts; ohne daß er je hier gewesen, schritt er doch wie Einer, der die genaueste Localkenntniß besitzt, an mir vorüber, nach des Kapitains Zimmer zu, in welches er schnell eintrat — ich hörte den Riegel von innen vorschieben. Ich wartete im Vorzimmer — ich hörte Beide lebhaft in einer fremden Sprache reden — Kapitain O'Byrns Stimme erkannte ich besonders, er schrie zuweilen, als leide er großen Schmerz. Dann wurde Alles ruhig. Nach anderthalb Stunden wurde die Thür wieder geöffnet, der Fremde schritt heraus und verließ eben so schweigend, wie er gekommen war, das Haus. Als ich zu dem Kapitain eintrat, erstaunte ich nicht wenig, als ich vier Kerzen auf dem Tische brennen sah, über dem eine weiße Decke hing. Ein Kruzifix stand zwischen den Lichtern ... Kapitain O'Byrn lag mit dem Gesicht in den hohlen Händen vor dem Tische auf der Erde ausgestreckt in Hemdsärmeln. Ich hielt ihn für todt und rüttelte ihn. Er sah auf — ha, sein Blick war furchtbar. — „Fort!“ rief er, „geh schlafen! —“ Ich ver-

ließ das Zimmer, er duldete keinen Ungehorsam. Am andern Morgen fand ich ihn in einem Stuhle vor dem Altare sitzen, die Kerzen waren zu Stumpfen abgebrannt, er eingeschlafen — neben ihm lag eine Pistole, Blei und Pulver. Ich weckte ihn. Er zeigte durchaus keine Bestürzung, daß ich ihn so überraschte. Er blieb finster wie früher, die Correspondenz mehrte sich — jedoch hielt er diese geheim, ich habe nie einen Brief von ihm zur Beförderung auf die Post erhalten. Er mußte Vermögen besitzen, wenigstens verschmähte er es, um eine Pension nachzusuchen. Jedes folgende Jahr kam in der nämlichen Nacht der fremde Priester und ich glaubte überzeugt sein zu dürfen, der Kapitain nehme das Abendmahl. Zehn Jahre fast war ich bei ihm, — es war ein unheimlicher, aber ruhiger Dienst — wir hatten das Quartier nicht gewechselt, als er eines Tages sagte: „Michel, übermorgen reisen wir nach Barèges — auch Dein Weib nimm mit. —" Ich erstaunte nicht wenig, als er eine Badereise machen wollte, noch mehr, daß er Margueritens gedachte, die er vor sechs Jahren ein einziges Mal gesehen. Aber an Subordination gewöhnt, fragte ich nicht weiter, Kapitain O'Byrn liebte es nicht, befragt zu werden. So wurde Alles reisefertig gemacht, was übrigens keine anstrengende Arbeit war, der Herr hatte nur Feldgarderobe und ich auch nicht mehr. Von der Stunde an als wir im Postwagen saßen, war der Kapitain ganz verändert, er sprach, ja er lächelte sogar über Margueritens Antworten, in denen stets die Angst vor ihm herausgukte."

„Ja, ja," sagte die kranke Frau beistimmend, — „ich fürchtete ihn wie den Bösen. Es war auch Niemand zu verargen, der Kapitain sah sehr häßlich aus."

„Schweig doch von häßlich," verbesserte Michel — „nein, nein, meine guten Kinder, glaubt das nicht, es war nichts als eine ganz kleine Schramme über Stirn, Nase und Wange herab in schiefer Richtung — eine ganz kleine Schramme, nichts weiter. Freilich, das blasse finstere Gesicht und der rothe Bart — nun, man gewöhnt sich an Alles — ich glaube selbst, daß diese Häßlichkeit, wie Marguerite sagt, oder vielmehr dies merkwürdige Aussehen viel dazu beitrug, ihn in der Schlacht den Feinden furchtbar zu machen — und dann wurde auch, wenn er in Zorn gerieth, die Schramme wie ein Blutstreif roth, — das war allerdings ein auffallender Anblick — indeß, auch die Schönheit anzusehen wird zuletzt Gewohnheit."

Innocent fragte den alten Perigord etwas ungeduldig: „Ich glaubte, Papa, Sie wollten von etwas sprechen, was uns beträfe?"

„Mein Junge," entgegnete Michel, — „wenn ich des Huhns nicht erwähne, wie kann ich von dem Ei sprechen? Sei geduldig, Du wirst Alles erfahren — sieh mein Schäfchen an, wie sie ganz Ohr ist. Doch weiter — jetzt, Marguerite ist es an Dir, aufmerksam zu sein, damit ich nichts vergesse. Wir kamen nach Barèges — dort war schon ein Quartier für den Herrn besorgt — nicht in Barèges selbst, nein, fast eine halbe Lieue davon entfernt, —

ein einzeln stehendes Haus in einem Gehölz, welches den Rücken einer Anhöhe bedeckte. Kapitain O'Byrn hielt die Ursache seiner Reise geheim, wie er sich denn überhaupt nie über die Gründe seines sonderbaren Thuns aussprach. Die Einsamkeit, in der wir hier lebten, war größer oder stiller, als die vorige im Quartier an der alten Straße von St. Germain. Marguerite führte hier die Wirthschaft, der Kapitain verließ das Haus nur selten. Bald wurde mir klar, daß er nicht wegen der gesunden Luft der Pyrenäen hier sei. Eines Tages kam der Fremde, der Priester unvermuthet zum Besuch — auch er war freundlicher als sonst. Als er am Abend des nämlichen Tages den Kapitain verließ, ließ dieser Marguerite zu sich kommen und trug ihr auf, einen Verschlag, der neben unsrer Stube sich befand, einzurichten, daß zwei Kinder in demselben schlafen könnten, auch ein großes Bett noch außerdem zu besorgen. Er gab ihr Geld, um die Kosten für die kleinen Lagerstätten und Betten zu bestreiten. Als dieses nach seinem Befehle geschehen, nahm er Alles selbst in Augenschein und bezeigte seine Zufriedenheit darüber. Einige Tage darauf hielt plötzlich eine Kutsche mit Mauleseln bespannt vor unserer Wohnung, und ein Fremder stieg aus, ihm folgte eine junge Dame, ein Mädchen und zwei kleine, kleine Kinderchen, kaum ein Jahr alt."

„Das waren wir, Innocent und ich?" fragte Virginie lebhaft.

„Ja, mein Schäfchen, Ihr wart es," antwortete der alte Arbeiter mit sichtlicher Rührung — „so klein wart

Ihr —" er deutete mit beiden Händen eine Größe an und fuhr dann fort: „Das Mädchen setzte sich, nachdem einige Koffer abgepackt worden, wieder in den Wagen, der Fremde hatte eins der beiden Kinder genommen, die Equipage rollte weiter. Der Kapitain war in seinem Zimmer geblieben und der Fremde führte die junge Dame, die Dich, Virginie, auf dem Arme trug, in des Herrn Zimmer. Ach wie sie so vorbeiging an mir, sah ich, daß sie tief erschüttert war, große Thränen liefen über ihre Wangen und Dich preßte sie einmal ums andere ans Herz. Der Fremde schloß, nachdem sie beim Kapitain eingetreten, die Thür ab — was da zwischen ihnen vorging, weiß ich nicht; aber Marguerite — das kann ich ihr nie vergessen — gab ohne mein Wissen der Neugier nach und lauschte durch ein kleines Schiebfenster in der Thür auf der andern Seite des Zimmers, die in ein Gärtchen führte. Sie mag zu ihrer Schande selber sagen, was sie sah."

„Und es war doch gut, daß ich es that," hob Marguerite an — „wie könnte ich jetzt den Kindern erzählen, wie die Dame, ihre Mutter, vom Kapitain aufgenommen worden sei? Der Herr stand mitten im Zimmer, als sie eintraten, er hatte sich auf seinen Stock gestemmt, weil ihm das Ruhen auf dem Stelzfuße beschwerlich war. Die Dame blieb an der Thür und knieete mit dem Kindchen auf dem Arme wie eine Hilfeflehende nieder. Ach, sie war so schön, so jung und so traurig, daß es mir recht zu Herzen ging, sie so knieen zu sehen. Der Fremde ging auf

den Kapitain zu und legte ihm das Kind, welches er trug, in den Arm. Was sie sprachen, verstand ich nicht, denn es war in einer fremden Sprache — dann führte der Fremde ihn zu der Knieenden, es folgte eine lange Umarmung. Der Kapitain küßte die beiden Kinder und hob sie hoch in die Höhe. Der Fremde zog ein Kruzifix aus seiner Brusttasche hervor und der Kapitain und die junge Dame legten, als wenn sie etwas beschwören wollten, die Schwurfinger der Rechten darauf. Dann umarmten sich die Drei gegenseitig und der Kapitain nahm eine Feder und schrieb auf ein Blatt, das ihm der Fremde hinreichte. Mehr konnte ich nicht sehen, ich mußte vom Fenster weg, denn sie wendeten sich nach der Seite hin, wo ich lauschte."

Michel nahm wieder das Wort, als Marguerite schwieg. „Kinder," sagte er sehr ernst — „daß all' diesen Dingen ein Geheimniß zum Grunde lag, ist klar. Als der Fremde den nämlichen Abend noch das Haus verließ, rief der Kapitain mich und Marguerite zu sich herein. Er war sehr bewegt und schritt heftig auf seinem Stelzfuß durch das Zimmer. „Michel," sagte er zu mir — „Du bist ehrlich, Du bist besser als Andere, Du hast mir das Leben erhalten, während Andere mich hätten umkommen lassen — Dir trau' ich dafür auch, Du verstehst es nicht, falsch zu sein. Diese beiden Kinder brauchen Eltern vor der Welt, sie sind Waisen, ihr Beide werdet ihnen Vater und Mutter sein. Hier habt ihr die nöthigen Papiere, den Taufschein mit Barèges gezeichnet, ihr behaltet die Kinder so lange, bis man sie euch

abfordert. Da, hebt dies unbeschriebene abgerissene Stück Papier wohl auf. Nur der, der euch das andere dazu passende Stück bringt, ist der Rechte, dem mögt ihr die Kinder überliefern. —" „Sollen wir denn von Ihnen fort?" fragte ich. Der Kapitain schien zu sinnen. „Jetzt noch nicht," sagte er — „geht, nehmt die Kinder. —" Marguerite nahte der jungen Dame, die in einem Winkel des Zimmers sitzend, Euch Beide auf dem Schooße hatte und deren Gesicht mit einem spanischen dichten Schleier bedeckt war, der wie ein Turban um ihren Kopf gewunden, beide Enden wie zwei zusammenstoßende Flügel einer Thür über die Stirn bis auf die Brust herabfallen ließ. „Meine Kinder, o ihr Heiligen des Himmels — meine Kinder! Laßt mir meine lieben kleinen Kinder!" schrie sie auf, die Hände abwehrend gegen Marguerite ausgestreckt. — „Valentine!" rief der Kapitain mit einer Stimme, die wie Donner klang. Die arme Dame schien wie von einem Blitzstrahl gelähmt, sie ließ die Hände sinken. Auf einen Wink des Kapitains nahm Marguerite Euch nun von ihrem Schooße und da es schien, als wolle die Dame Euch ihr wieder entreißen, rief der Herr abermals „Hierher zu mir, Valentine!" Das arme Weib stürzte besinnungslos zu seinen Füßen nieder — Marguerite und ich verließen das Zimmer, Euch auf unsern Armen tragend."

Virginie weinte bei der lebhaften Vorstellung, welche sie sich von dem großen Schmerze ihrer Mutter machte. Innocent drückte seine Theilnahme auf eine andere Weise

aus, die seinem leicht erregten Charakter angemessen war. Sein Gesicht zeigte einen dunkeln Anflug von Zorn, seine Hände zuckten. „Welch Recht hatte dieser Kapitain über unsre Mutter?“ rief er — „es ist schade, daß er todt ist, ich würde Ursache haben, ein ernstes Wort mit ihm zu sprechen, einem schwachen Weibe, einer Mutter die Kinder zu entreißen — o pfui, pfui! ein miserables Subjekt!“

Michel befand sich jetzt in einer großen Verlegenheit, des Kapitains Andenken schätzte er hoch und doch konnte er auch den Zornmuth Innocents nicht ganz tadeln, es traten ein Zug von einem besondern Grade männlicher Kraft und höchst achtungswerthe Begriffe von Ehre aus demselben hervor.

„Mein Junge, vergiß nicht, daß ich schon vorher bemerkte, allem diesem liege ein besonderes Geheimniß zum Grunde, das ich freilich nicht kenne, das aber kein gewöhnliches sein muß,“ erläuterte der alte Arbeiter. — „Kapitain O'Byrn war ein sehr rechtschaffner Mann, der, wenn er auch die Menschen haßte, doch keinem Kinde etwas zu Leide that — und er war ein braver Soldat, das besagt Alles, ein braver Soldat ist kein Tyrann, kein Bösewicht.“

Nachdem er solchergestalt die Ehre des Kapitains gerettet, ohne dem Ehrgefühl Innocents zu nahe zu treten, erzählte er weiter:

„Wir lebten zwei Monate ganz ruhig in dem abgelegenen Hause bei Barèges, es fiel keine Störung vor, die junge Dame Valentine vergoß viele Thränen um Euch Kinder,

die sie täglich sah, mit denen weiter keine Veränderung sich ereignet hatte, als daß Eure Kleider, die bisher von feinem Stoffe gewesen, sich in ordinaire verwandelten und daß Ihr in dem Verschlag allein schlieft. — Diese Ruhe wurde jedoch gestört, als eines Tags ein zerlumpter Bettler im Hause um ein Almosen einsprach. Ich beachtete diesen Burschen nicht und warf ihm einen halben Sou in den Hut. In demselben Augenblicke trat Madame Valentine — ich kann ihr keinen andern Namen geben, da ich weder ihren Rang noch ihren Familiennamen erfahren — in den Flur. Bei dem Anblick des Zerlumpten schrie sie vor Schreck auf — ich meinte, sie sei so sehr vor der Jammergestalt dieses Kerls erschrocken und wolle ihn also ohne Weiteres zur Thüre hinaus befördern. Indeß ich empfing einen so heftigen Stoß vor die Brust von ihm, daß ich zurücktaumelte; ohne auf mich weiter Rücksicht zu nehmen, trat der Mensch zu der Dame und sagte: „Valentine, Sie werden mir folgen." — „Schütze mich, Michel!" rief sie in Angst. Der Kapitain hatte diese Worte im Zimmer gehört, er trat auf die Schwelle — meine Einwirkung war unnöthig, sie wäre auch ein wenig zu empfindlich für den kecken Burschen geworden, denn ich hatte im Zorn die Axt erfaßt, weil ich begriff, hier sei etwas Ungewöhnliches. „Kapitain!" rief der Bettler erstaunt — dieser nannte gleichfalls einen Namen, den ich jedoch nicht genau verstand. In fremder Sprache folgte zwischen dem Kapitain und dem Bettler ein heftiger Wortwechsel, der Erstere hob in der Wuth seinen

Stock — der Bettler entfloh, indem er ihm mit der Faust drohte und ihm laut einige Worte zuschrie. Nach diesem Auftritt, der im Ganzen genommen nur kurze Zeit dauerte, zog der Kapitain Valentine, die bleich wie eine Leiche an die Wand gesunken, ins Zimmer und schloß hinter sich ab. Am Mittag erst öffnete er wieder — Valentine war krank geworden."

„Mein Gott!" rief Virginie — „die arme Mutter!"

„Michel," sagte der Kapitain — „wir müssen fort — morgen, übermorgen, wenn Valentine besser ist. Lade die Pistolen scharf, man muß auf Alles gefaßt sein — und bestelle morgen Postpferde — drei Stationen von hier trennen wir uns. Dort empfängst Du weitere Ordres und Geld zur Erziehung der Kinder."

„In der Nacht des verflossenen Tages wurden wir plötzlich durch einen heftigen Lärm geweckt, wir hörten Schüsse knallen, das Haus war überfallen worden. Die Schüsse kamen aus des Herrn Zimmer, ich eilte nur halb gekleidet aus meiner Stube, um dem Kapitain zu Hilfe zu kommen, als ich mich an der Thüre vor dessen Zimmer schon niedergeworfen fühlte, meine beiden Pistolen, die ich in den Händen hatte, gingen los. Man band mich und ließ mich im Dunkeln liegen. Erst eine Stunde später wagte Marguerite, die ich in Todesangst zurückgelassen hatte, mit einem Lichte hervorzukommen, Alles war ruhig geworden im Hause, als wenn keine Störung in dieser Nacht vorgefallen wäre. Mit Hilfe eines Messers zerschnitt

Marguerite die Stricke, mit denen man mich gebunden und mit Furcht und Erwartung, daß wir Leichen finden würden, betraten wir nun des Herrn Zimmer. Kapitain O'Byrn lag röchelnd auf dem Sopha, — er hatte eine Brustwunde empfangen, an welcher er sicher verblutet wäre, wenn wir nicht noch zu rechter Zeit erschienen wären. Als der Morgen tagte, fand er sich so weit gekräftigt daß er uns den Auftrag geben konnte, den Maire von Barèges und zwei Geschworene zu ihm zu berufen. Valentine war verschwunden, dies Verschwinden mußte die Wirkung einer Gewaltthat sein, denn in ihrem Schlafcabinet war eine wilde Unordnung, die Kleider waren von dem Rechen herabgerissen, mehre in Stücken. Kapitain O'Byrn behauptete ein strenges Stillschweigen über den nächtlichen Vorfall. Ehe noch der Maire und die Geschworenen kamen, mußten wir ihm ein Becken mit glühenden Kohlen bringen, mir befahl er, eine Diele im Zimmer aufzuheben, die er mit einem Kreuze bezeichnet hatte. Darunter lag ein Bündel Papiere, welche er auf den Kohlen verbrannte. Als dies geschehen war, sagte er halblaut wie zu sich selber: „So — es ist gut, Alles ist vernichtet." — Dann empfahl er mir nochmals die Kinder, — man hatte ihm alle Papiere von Werth geraubt, nur eine Börse mit einigen spanischen Goldstücken fand sich noch vor. Er übergab sie mir und ich mußte ihm zuschwören, Euch als meine Kinder zu erziehen. Als ich und Marguerite dies gethan hatten, reichte er uns die Hand und sagte zufrieden: „Ihr werdet Wort

halten — Ihr seid brav — ach, die armen Kinder!" — Drauf kam der Maire und die Geschwornenen — ich durfte im Zimmer bleiben. Er verlangte nichts weiter von ihnen, als sie sollten, wenn er gestorben sei, ein Attest über seinen erfolgten Tod nach Dublin einsenden. Die Adresse diktirte er dem Maire. Für diese Bemühung fiel das Haus, welches wir bewohnten und das, wie ich erst jetzt erfuhr, sein Eigenthum war, den Armen von Barèges zu. Der Maire wollte seiner Pflicht gemäß, diesen mörderischen nächtlichen Ueberfall gerichtlich untersuchen lassen. Der Kapitain jedoch antwortete lächelnd: „Gebt Euch keine Mühe, Herr — es ist Alles umsonst — das waren keine Räuber — ich kannte sie." — Umsonst bestürmte ihn der Maire, dies Geheimniß zu veröffentlichen, er gab gar keine Antwort darauf. Ehe noch die Gerichtspersonen ihn verlassen hatten, war er gestorben und man nahm das Protokoll über seinen Tod auf."

Eine Pause des Schweigens beherrschte die Familie Perigord, als Michel einen Stillstand in seiner Erzählung eintreten ließ und mit dem Aermel seiner Blouse über die Augen fuhr.

„Ich und Marguerite begruben ihn, wie er es angeordnet, und verließen einige Tage später das Haus mit Euch, meine armen Kinder. Die wenigen Goldstücke reichten kaum hin, um nach Paris zurückzukehren."

Michel erhob sich von dem Schemel; er war sehr bewegt. „Wir haben den Schwur, den wir Kapitain O'Byrn leisteten, treulich erfüllt," sagte er — „wir konnten Euch kein

Glück bieten, weil wir Leute sind, die aus der Hand in den Mund leben. Bis auf den heutigen Abend war Euch Eure Abkunft ein Geheimniß, Ihr hieltet Euch für die Kinder eines armen Arbeiters und seid doch jedenfalls Sprößlinge einer vornehmen Familie. Erst auf meinem Sterbebette würde ich von dem gesprochen haben, was ich Euch jetzt mittheilte — ein solches Geheimniß ist ein Fels, der auf der Brust des Armen tausendfach lastet, weil er einer Verstoßung in den Abgrund des Unglücks ähnlich sieht."

Innocent trat auf Michel zu und reichte ihm die Hand. „Sie haben redlich gehandelt, Papa — und strafe uns der Himmel, wenn wir je vergessen könnten, was Sie an uns gethan haben," sagte er — „ich gräme mich nicht darum, daß ich als Arbeiter in der Welt stehe — es ist ein schöner, wackerer Stand, und sollte ich auch der Sohn eines Pairs, eines Barons, eines Vicomte sein, auf Ehr' und Seligkeit, Papa, ich lasse mich als Arbeiter einregistriren."

Und Virginie war zu Mutter Marguerite hingeeilt und hatte, an deren Bettrand knieend, ihre Hand erfaßt und weinte Dankesthränen. In das Leben dieses schönen jungen Mädchens schien ein Sonnenstrahl gefallen zu sein, der es mit einem Male mit einem Rosenschimmer übergoß. Unbeschadet der aufrichtigen Liebe, die sie für Michel und Marguerite empfand, fühlte sie sich doch ganz glücklich in dem Gedanken, jetzt bald vielleicht wie die vornehmen Damen von Paris glänzen zu können, in prächtigen Carossen durch die Straßen zu fahren und in einem großen Hotel zu wohnen.

Das war die erste Regung der Eitelkeit in diesem jungen weiblichen Herzen. Nachdem noch Manches über das sonderbare Geheimniß ihrer Abkunft gesprochen worden war und Virginie sich recht angelegentlich erkundigt hatte bei Papa Michel, wie groß Valentines Mutter gewesen, wie sie ausgesehen und ob sie recht fein und nobel gegangen, erinnerte sich der alte Arbeiter daran, daß es die höchste Zeit sei, zu Herrn Joli zu gehen. „Nun, ich hoffe, Papa," redete Innocent — „es ist zum letzten Male, daß Sie diesen Gang thun. Der Dienstag wird uns andern Wind bringen und wir werden flott werden. Parbleu, aus dieser Cajüte müssen Sie heraus, wir überlassen sie Herrn Valicoeur zum eignen Gebrauch. Sacre Dieu, wir haben eine vornehme Dame zur Mutter — es hat gar keine Noth mit uns mehr — wir werden auch vornehm, sehr vornehm, auffallend vornehm werden." Den alten Michel unter den Arm nehmend, trällerte er ein lustiges Straßenlied und Beide verließen das Dachstübchen. Virginie war so heiter geworden, daß sie vor dem Bette der kranken Marguerite herumhüpfte und tausend Pläne entwarf mit derselben, wie sie sich schön einrichten wollten, wenn erst Madame Valentine, ihre Mutter, sich ihrer öffentlich angenommen haben würde. „Ach, Mütterchen!" rief das junge Mädchen in die Hände klatschend — „denke Dir, wenn Madame Valentine eine Fürstin wäre — wie herrlich! Ich eine Fürstin — denke nur, wie ich da stolz sein müßte. So z. B. dürfte ich Madame Dupont, die Hökerin nicht mehr ansehen — eine Füstin und ine

Hökerin, das würde sich doch nicht passen.“ — „Kind,“ sagte die Kranke verweisend — „dann dürftest Du Dich ja auch unser nicht einmal mehr erinnern, denn wir sind ja noch zehnmal ärmer als die Dupont und das wäre doch sehr undankbar von Dir.“ — Virginie schämte sich, sie gerieth in große Verwirrung. „Ich meine das auch nicht so,“ sagte sie ausweichend — „wahrhaftig, Mama, ich habe das gar nicht so bedacht — stolz — nein, ich mag nicht stolz werden. Aber es ist doch auffallend, ich bin ordentlich unruhig, das Herz schlägt mir so rasch — fühle nur her, Mama — mir ist ganz anders als sonst.“

An der Thüre dieses Stübchens entstand jetzt plötzlich ein Geräusch, als ob Jemand leise mit einem scharfen Nagel darüber hin- und zurückführe.

Virginie fuhr erschrocken zusammen.

Beide horchten.

„Was war denn das?“ fragte die alte Marguerite nach einer Weile.

„Ich weiß es nicht,“ antwortete Virginie schüchtern — „das war sonderbar.“

„Sieh doch nach, Kind — es wird Herrn Valicoeurs schwarzer Pudel gewesen sein.“

Virginie lachte bei dieser Erinnerung an den Hund hell auf über ihre kindische Furcht, sie hüpfte zur Thür und öffnete.

„Pasquin ist wieder fort, hinunter gelaufen, er ist

sehr preciös, das Warten verdrießt ihn," sagte sie zumachend.

„Nun, laß ihn — setze Dich zu mir, Virginie, wir wollen plaudern, bis Michel und Innocent zurückkehren."

Eine unsichtbare Hand hatte an der äußern Thürseite ein mystisches Zeichen gemacht — einen Krähenfuß!

Das Comptoir.

Die Straße Saint Lazare wird da wo sie mit der Montmartre zusammenstößt, vorzüglich lebhaft. Der Vereinigungspunkt beider Straßen auf der einen, und die Mündungen der Straßen Coquenard und der Martyrer auf der andern Seite, bilden hier einen verschobenen Stern, die Passage ist auf diesem Platze sehr frequent, aus dem Herzen von Paris, durch welches sich die Seine gleich einer Hauptpulsader schängelt, tönt hierher der Nachhall des rührigen bewegten Lebens. Diese Straßen und Gassen und Gäßchen erscheinen wie ein Gewirr von Arterien, die das Lebensblut des großen Pariser Körpers in den nöthigen Umlauf setzen, und wenn sie auch weit hinter jenem Glanze der der Faubourg St. Germain stehen, so werden sie doch theilweise von den wohlhabenden Leuten der Mittelclassen bewohnt, welche den Pariser Haupttypus ungeschwächt in sich bewahren. Unter diese ehrwürdigen Träger des Pariser Mitteltones mischen sich jene Geschäftsleute am Liebsten, welche anf ein Renommée halten müssen, um en vogue zu bleiben. In der Häuserreihe der

Saint Lazare, wo die Gasse Saint Georges einmündet, steht ein kleines zweistöckiges Haus hinter einer Mauer in mittler Mannshöhe. Diese grenzt einen Garten von der Straße ab, welcher zu dem Hause einen mit grünem Rasen und einigen Nußbäumen bepflanzten Vorhof bildet, den man erst durchschreiten muß, ehe man an die Thür desselben gelangt. Die Firma über der offnen Thür der Mauer, welche Letztere das Haus und seine Bewohner den Blicken der Vorübergehenden fast gänzlich entzieht, zeigt an, daß hier die Agentur einer der zahllosen Feuerversicherungsgesellschaften sich befindet. Der Agent selbst, Mr. Theophile Simon, ist wegen seiner Frömmigkeit im ganzen Viertel berühmt und ein besonderer Segen scheint auf seinem Etablissement zu ruhen. Nebenbei handelt dieser Mann, mit den feinsten Glaçés und dieser Modeartikel hat ihm ein Renommée verschafft, um welches ihn die Nachbarn beneiden. Vor der Thür in der Mauer halten nicht selten die glänzendsten Equipagen, und die nobelsten jungen Herren, die mit buttergelben Glaçés brilliren, sieht man hier ein- und ausgehen, des Mannes Geschäft ist en vogue — es kann aber auch nicht anders sein, er geht täglich in die Kirche, und Samstag zieht gewöhnlich eine Schaar von Bettlern wie eine Parade in dem Gartengange auf und Jeder geht mit seinem Sou fort. Mr. Simon ist ein christlicher Mann, ein sehr gewissenhafter Mann, darüber ist man einig — der Besuch vornehmer Leute hat ihm ein vorzügliches Ansehen verschafft. Er ist unverheirathet und schon ziemlich bei Jahren, ein zusammengetrock-

netes Männlein mit glatt anliegendem Haar, dessen Spitzen recht schneeig schimmern, mit einem eingefallenen, aber immer in die freundschaftlichsten Falten gelegten Gesicht von stark fahlgelber Farbe, einem dünnen Backenbart, der sich nach alter Mode zu den Mundwinkeln hinzieht. Die große vorstehende Nase trägt zwei Brillen, der Mr. Simon ist sehr kurzsichtig. Er hat noch die alte Schule im Kopfe, er wird nie ohne Frack gesehen werden. Dazu blüthenreine Wäsche, enganliegende Beinkleider von grauem Wollgurt und etwas lichtere Gamaschen. Dem pedantischen Wesen, das ihm eigenthümlich ist, zum Trotz, weiß Mr. Simon sich in alle Launen zu fügen. Das Haus gehört ihm, aber Niemand kann sagen, daß er je mit einem der Miether — es wohnen fünf Parteien darin — einen Wortwechsel gehabt hat. Es ist ein ruhiges stilles Bürgerhaus. Mr. Simon bewohnt mit einer alten Magd und einem Commis das Untergeschoß allein. Für den Glaçéshandel und die Agenturgeschäfte ist ein großes weiträumiges Zimmer eingeräumt, die andern Piecen sind allerdings anständig möblirt, werden aber bis auf Ausnahme einiger nicht bewohnt. Mr. Simon bedauert stets, daß er keine Familie habe, da es ihm nicht an Raum fehle. Es ist Sonntag. Mr. Theophile Simon kommt demüthig und mit niedergesenktem Haupte, wie er stets zu gehen pflegt, nach Hause. Er geht in seine Stube, legt Hut und Stock da ab und begiebt sich durch zwei kleinere Gemächer nach einer Schreibstube. Dort sitzt bereits seiner wartend Herr Charles, die Beine nachlässig auf das Sopha

gestreckt. „Guten Morgen, Herr Charles, ei, nicht in der Predigt gewesen?"

Charles verlor seine gleichgiltige Ruhe nicht. „Guten Morgen, Mr. Simon — Sie fragen ob ich in der Kirche gewesen? Ei, ich halte nichts darauf, überhaupt liebe ich das Kirchengehen nicht sonderlich der Flöhe wegen — ich habe sehr süßes Blut."

Mr. Simon reibt sich lächelnd die Hände, er droht Charles mit dem Finger. „Sie gottloser Mensch, was sagen Sie da?" spricht er — „Sie werden nie in die Höhe kommen, Sie denken zu unchristlich."

„Sie sind ein vollkommener Narr," entgegnete Charles gleichgiltig — „oder ein vollkommener Heuchler."

„Pfui doch! pfui doch, wer wird so grob sein derlei Redensarten zu führen. Indeß wir wollen an unser Geschäft gehen. Sind Briefe angekommen?"

„Eine ansehnliche Menge," antwortete Charles.

„Gut, sehr gut — expediren wir."

Charles stand auf und ging zu einem Pulte, das er öffnete.

Mr. Simcn nahm eine Prise aus einer silbernen Dose und spazierte im Zimmer auf und nieder, während Charles eine Menge Briefe herausnahm, die Siegel durchschnitt und die so geöffneten Briefe sich zur Seite legte, damit später beim Expediren keine Aufenthalt sei.

„Nein, das ist himmelschreiend, Charles, daß Sie nicht in der Kirche gewesen sind," redete Simon während seines

Spaziergangs — „Mr. Villiers hat ein schönes Thema behandelt... seine Predigt war einzig... mir kam das Wasser in die Augen."

„So?" entgegnete Charles ruhig... „nun, es ist ein Trost für mich, daß Sie sie gehört haben. Wenn es Ihnen Vergnügen macht, so reden Sie davon, ich werde Alles zu Herzen nehmen, wenn es mir auch nicht so in die Augen kommen sollte, wie Ihnen, Mr. Simon."

Der Letztere schien eine Aufforderung darin zu finden, sich über Mr. Villiers, des Predigers Rede auszulassen. „Mr. Villiers Worte handelten von den fremden Sünden," hob er an.

„Ah, er sprach vom Auslande — jenseits des Rheins vermuthlich," warf Charles ein.

Mr. Simon stand ganz erstarrt. „Ist das möglich, Charles, solch einen Unsinn nur zu denken," rief er — „Sie sind am Ende gar kein Christ?"

Charles pfiff ein Vaudeville-Couplet.

„Im Ernst," fragte Simon — „ich glaube, ich bin sehr übelberathen mit Ihnen, Charles — Sie haben gar keinen Sinn für Christenthum, Sie sind ein gottloser Mensch."

„Ich schmeichle mir auf derselben Stufe wie Sie zu stehen, mein Bester," war Charles Antwort — „übrigens lassen Sie dies alberne Gewäsch. Reden Sie meinetwegen von Herrn Villiers Predigt, die Sie in einen feuchten Zustand versetzt hat, oder erzählen Sie mir eine Geschichte, wo der Teufel Einen holt — es ist mir gleich."

Mr. Simon schien an derlei Reden schon gewöhnt; ohne eine Erwiderung darauf, setzte er seinen Spaziergang fort, nahm eine Prise und sagte dann: „Herr Villiers sprach von den fremden Sünden und stellte den Satz auf, daß zur Sünde rathen, Andere heißen sündigen, Andere zur Sünde anreizen und so weiter, die größten Uebel der Welt wären, denn aus ihnen ginge alles Verderben hervor, alle Laster. Wahrhaftig, es war sehr ergreifend für ein christlich gesinntes Herz."

„Ich glaube das," antwortete Charles und warf ihm einen verächtlichen Seitenblick zu — „doch wir wollen expediren. Als Gegensatz zu Mr. Villiers Predigt wird dies Geschäft passend sein. Hier ein Brief von Madame Duval, sie wünscht einen jungen gesunden Menschen, am Liebsten aus der Provence. Gebräunter Teint, starkgegliedert, nicht zu religiös, höchstens 17 Jahr alt, ohne Verwandte."

„Schlagen Sie im Hauptbuche nach, Charles, ich glaube, unser Correspondent hat einige gutqualificirte Subjekte von dorther in Vorschlag gebracht."

„Sie haben Recht, Mr. Simon, ich erinnere mich. Mad. Duval muß die Auswahl haben, sie ist unserm Comptoir zugethan, sie zahlt prächtig — freilich, es ist auch nöthig, es ist schon der Dritte, den sie ruinirt hat. Also ein Zeichen der Zusage in den Brief."

Charles notirte einige Worte, dann ergriff er einen andern Brief, entfaltete ihn und nachdem er gelesen, sagte er: „Aus Lille. Zwei Mädchen in Vorschlag gebracht. Alter

16 und 15 Jahr, die Eine blond, voller, üppiger Körper, weißer Teint, sehr heiterer Humor — Töchter eines subalternen Beamten, Vaters von zehn Kindern. Die Andere, größer als die Blondine, schwärmerisch, dunkle Augen, schwarzes Haar, schmächtige Figur, hübsche Stimme, spielt Guitarre."

„Machen Sie ein Zeichen, Charles, wir bedürfen frische Waare. Graf St. Auguste treibt furchtbar, er ist unersättlich — er wird sich ruiniren, der junge Lebemann. Mein Gott! mein Gott! man kann diese Leute nicht warnen, sie sind reich — man muß schweigen."

„Es wäre auch die größte Dummheit, gegen unsern eignen Vortheil zu handeln. Was geht es uns an, wenn sie sich ruiniren. Helfen wir nicht, sie zu ruiniren — finden sie Andere."

„Ach, ja, — ach ja!" seufzte Mr. Simon — „die Welt ist sehr schlecht. Aber weiter Mr. Charles."

Dieser öffnete einen dritten Brief. „Ah, vom Vicomte de Berrier!" rief er — „was will der Herr Vicomte?"

Mr. Simon sagte ruhig: „Was er immer will — eine Soirée mit Entzücken — er ist auch ein Unersättlicher dieser Vicomte!"

Charles hatte gelesen. „Ja, ja, die Soirées gefallen ihm," rief er lachend — „er will zehn Freunde mitbringen."

„Wird expedirt," antwortete Mr. Simon — „dieser Vicomte ist leicht zu befriedigen, er nimmt es weniger genau mit den Qualitäten."

„Ja, er bewundert die Schöpfung lieber im rohen Zustande,“ versetzte Charles lachend.

Er öffnete einen vierten Brief.

„Von wem ist dieser?“ fragte Simon.

„Von dem Rentier Quatremain. Er verlangt eine junge Dame, die bereits die Schule kennt und auf Alles eingeht. Es gilt, Jemand zu ruiniren, der enorm reich ist, kränklich dabei und dem die Aerzte jede Nervenaufregung aufs Strengste untersagt haben. Die betreffende Person soll in der Qualität einer Haushälterin dort fungiren.“

„Zeichnen Sie Demoiselle Lefevre von der Straße Richelieu, — übrigens machen Sie ein Kreuz dabei. Quatremain hat einen Anschlag auf das Vermögen des Kränklichen, er bereichert sich, es muß dabei etwas mehr als gewöhnlich für uns abfallen, auch die Lefevre gut bedacht werden, sie ist sehr graciös.“

„Es ist wahr, sie ist schlau — nun, das Kreuz ist gemacht.“

Der fünfte Brief enthielt eine Correspondenz aus London.

„Drei Creolinnen,“ bemerkte Charles — „mit Personalbeschreibung. Unser Correspondent kennt die Vorliebe der Pariser für ausländische Gewächse.“

„Sehr gut, sehr gut, Mr. Tilbery in London ist ein Mann von Geschmack, er hat uns schon sehr schöne Exemplare zugeschickt. Schnelle Antwort natürlich, der Artikel ist sehr gesucht.“

Ein sechster Brief wurde geöffnet.

„Man bietet uns einen verwais'ten Knaben im Alter von beinahe zehn Jahren an."

„Zugeschrieben, Herr Charles, wenn der Anbieter für die Gesundheit des Jungen steht. Wie viel verlangt er dafür?"

„Hundert Franks."

„Es geht — annehmbar. Schnelle Antwort. Gestern war der lange Abbé wieder da und fragte nach diesem Artikel."

„Ich muß Ihnen sagen, Mr. Simon, daß, wenn ich einen eignen Willen bei dem Geschäft hätte, ich diesen Artikel ganz ausfallen ließe — wir können auf diese Weise einmal in sehr schlimme Collisionen gerathen — Sie verstehen."

Mr. Simon schien durch diese Bemerkung verstimmt, er hing den Kopf und runzelte die Stirn. Endlich sagte er: „Sie sind ein Hasenfuß, Charles — der Artikel bringt das meiste Geld — es wäre traurig, wenn jeder Geschäftsmann sich solche Scrupel in den Kopf setzen wollte. Ich bin durchaus nicht gesonnen, diesen schönen Verdienst Ihrer Furchtsamkeit wegen in den Wind zu schlagen. Nein, nein, man muß die Kunden nicht vorn Kopf stoßen. Antworten Sie — der Knabe für hundert Franks bringt uns zweihundert Franks Gewinn — ich kann mich nicht entschließen das Geschäft zu verkleinern. Schreiben Sie nur."

Charles machte das Zeichen.

Mr. Simon nahm einen der Briefe, die noch ungelesen

da lagen und durchflog dessen Inhalt. „Priap'sche Bilder werden verlangt um ein Schlafkabinet zu dekoriren. — Gut, wir besitzen eine Auswahl derselben — sehr guter Artikel, das!"

Charles hatte unterdeß einen Andern gelesen. „Was ist das?" sagte er verwundert.

„Was denn?" fragte Simon.

„Hören Sie," antwortete Charles und las:

„Ein reicher Fremder sucht zwei Personen, die jetzt im siebzehnten oder achtzehnten Jahre des Alters sein können — man vermuthet, daß sie durch einen Soldaten in dem Alter von einem oder auch zwei oder drei Jahren nach Paris gebracht worden sind. Der Name des Mannes ist unbekannt. Von beiden gesuchten Personen, einem Mädchen und einem Jüngling, kann leider keine nähere Auskunft gegeben werden, als daß den Soldat sie von Barèeges hergebracht und daß vielleicht, da sie Zwillinge sind, eine Aehnlichkeit der Gesichtszüge bei Beiden stattfindet. Vielleicht ist Eins oder auch sind Beide gestorben, vielleicht auch der Soldat, der, wie vermuthet wird, sich ihrer angenommen. Selbst die Namen der Gesuchten können nicht angegeben werden. Der Knabe hatte, wie man sich erinnert, auf der linken Schulter ein Feuermaal, das Mädchen war frei von solch einem Kennzeichen. Da es vielleicht eine Möglichkeit ist, Etwas über ihr Schicksal zu erfahren, so werden für eine bestimmte, unzweifelhafte Auskunft ihres Todes **1000** Franks, für die Nachricht von

ihrem Leben, und Nachweisung wo sie sich aufhalten, aber 5000 Franks als Belohnung ausgesetzt."

Charles ließ die Hand mit dem Blatte sinken, Simon hatte vor Erstaunen die furchenreichen Wangen so eingezogen, daß sie zwei Trichtern glichen — eine lange Pause folgte.

„Donner und Teufel, das wäre der Mühe werth!" rief der Erstere endlich — „5000 Franks! — wer sagt uns, wo diese Zwillinge sich aufhalten?"

„Im Uebrigen ist das kein Geschäft, das sich mit unsern Artikeln verträgt," bemerkte Simon.

„Warum nicht?" entgegnete Charles — „handeln wir nicht mit Fleisch und Blut? Mir dünkt es sehr gleich, wenn es einen Verdienst gilt, auf welche Art derselbe zu erwerben ist. Mr. Simon, Sie sind als Wildprethändler viel zu scrupulös oder vielmehr zu beschränkt in Ihrem Kopfe. Gehen Sie zu Mr. Villiers und lassen Sie sich über Ihr Gewerbe aufklären, ich wette um Ihre silberne Dose, der Gute wird Ihnen sagen, Mr. Simon, Sie sind ein Hundsfott."

„Warum, wenn wir einmal unsern Werth erkannt haben, wollen wir zäh sein, uns nicht noch höher zu verwerthen? Ich werde Jagd machen — im Invalidenhotel fange ich an, dort muß man am Ersten eine Spur finden, denke ich."

„Ich hoffe, Mr. Charles, Sie werden nicht auf

eigene Faust handeln, sondern auf unsere Compagnieschaft denken," entgegnete Simon.

„Versteht sich, guter Freund, Sie bleiben immer mein Compagnon."

„Es ist aber auffallend, daß man auf diese geheime Weise nach den Zwillingen forscht, während ein öffentlicher Aufruf schneller zum Ziele führen würde," sprach Mr. Simon nachdenklich — „dahinter scheint etwas zu stecken, das wie ein Geheimniß aussieht."

„Allerdings, und alles Geheime gehört in unser Departement — in das Departement der innern Angelegenheiten," setzte Charles mit einem widerwärtigen Lächeln hinzu. Auch Mr. Simon fletschte die Zähne und rieb sich vergnügt die Hände. „Der Glaçéshandel ist sehr gut," sagte er launig. „Gewiß, gewiß, Mr. Simon — vergessen wir die 5000 Franks, das Feuermaal und die Gesichtsähnlichkeit der Zwillinge nicht — 17 bis 18 Jahre. Wir müssen aufstellen, unsre Unterhändler müssen davon unterrichtet werden, natürlich unter einem andern Preise."

„Und die Adresse?" fragte Simon.

Charles sah nach. „Von einem unserer Correspondenten aus Cherbourg, von Herrn Dalifaire."

„Gut, gut, nun zu etwas Anderem, es ist bald Mittag," redete Simon. „Wie ist es denn mit Ihrer Acquisition, ich meine die Arbeitstochter — haben Sie sie im Netze?"

„Nein, bis jetzt noch nicht, aber alle Anstalten sind

getroffen, dies zu bewerkstelligen, die Familie muß erst recht in's Elend gebracht werden, ehe man sie zur Vernunft bringt."

„Sie haben gut reden," Mr. Simon, „Sie erhalten die Hälfte des Gewinnstes, wenn es gelungen ist, ich aber habe den schwersten Theil des Geschäfts auf mir, muß mich mit Hökerinnen, Arbeiterintriguen und dergl. abgeben, während Sie sich ruhig in den Stuhl setzen."

„Nun, nun, nicht böse sein, Herr Charles," lächelte Mr. Simon — „das ist so der Weltlauf, bedenken Sie, ich mache die Vorschüsse und Sie nehmen auch an dem Gewinn Theil, ohne daß ich mich darüber beklage."

„Streiten wir nicht darüber," antwortete Charles.

„Gestern erst war der alte Baron hier," sagte Mr. Simon — „der Arzt hat ihm gesagt, daß er sein Leben nur dadurch verlängern könne, wenn er ein junges und noch unverdorbenes Mädchen zu dem Entschlusse brächte, nur für ihn zu leben. In der That, das ist kein so kleines Opfer, als es scheint. Wehe der Armen, die diesem elenden reichen Wüstling geopfert wird oder sich selbst geopfert, ihr freier Entschluß käme einem Selbstmord gleich und zum Unglück hat der alte Narr sein Auge grade auf diese Mademoiselle Perigord geworfen. Wo hat er sie nur gesehen, diese Jungfrau von der Reine Blanche?"

„Das weiß ich nicht," antwortete Charles — „es ist ein schweres Stück Arbeit, den alten Perigord dahin zu brin-

gen, die Kleine Preis zu geben, indeß wir wollen sehen — die Tugend ist nichts als Chimäre, man darf keine Sorge davor haben."

Jetzt wurde an die Thüre geklopft.

„Es ist Louison, das Mädchen," sagte Mr. Simon, und ging hin zu fragen, was sie wolle?

„Eine junge Dame, in tiefer Trauer, frägt nach Ihnen, Herr."

„Gut, gut, ich komme gleich," antwortete Mr. Simon, „sich die Manschetten um seine vergelbten Hände hervorzupfend."

„Führen Sie sie in das rothe Zimmer, sie muß Revue passiren," schärfte Charles ihm ein.

„Soll geschehen — wir sprechen noch vor dem Essen mit einander."

Mr. Simon schlüpfte zur Thüre hinaus und Charles schob die Briefe in's Pult, schloß zu, steckte die Hände seiner Gewohnheit nach in die Taschen seiner Beinkleider und entfernte sich durch eine andere Thür.

Wir haben den Leser mit diesen beiden würdigen Personen bekannt gemacht, deren Geschäft in der Beförderung der abscheulichsten Laster und schmutzigsten Sünden bestand, deren Charaktere zwar himmelweit von einander verschieden, im Ganzen aber gleich verworfen und scheußlich waren. Mr. Simon war einer der verachtungswürdigsten Heuchler, Charles ein Mensch, der an keine Tugend unter der Sonne glaubte. Der Eine gefährlich durch seine christliche Scheinheiligkeit,

unter der er die niedrigste, schmutzigste Gewinnsucht verbarg, welche kein Mittel scheute, ihren Zweck zu erreichen, dessen vertrocknetes Herz einem verbrannten Schwamme, einem Haufen todter Asche glich — der Andere eben so gefährlich durch seine Combinationen, durch seine herzlos Alles verspottenden Reflexionen, durch seine Gewandtheit in Ausführung der schlimmsten Pläne. Diese bösen Geister hatten sich zusammengefunden und ihr abscheuliches Gewerbe fand den glücklichsten Fortgang. — Paris ist in dieser Beziehung des Teufels Lustschloß. Wie es für solche Geschäftsleute gehört, waren Beide ohne alle Verwandtschaft. Das ist vollends ein Unglück für einen wahrhaft bösen Charakter; — ist das Band der Verwandtschaft noch so schlaff, so knüpft es doch den Menschen, an den Menschen und legt ihm zuweilen Rücksichten, manchmal auch einige Achtung für die Gesinnungen Anderer auf, und bewirkt vielleicht eben dadurch eine gewisse Sänftigung seiner eigenen bösen Neigungen, eine momentan auftauchende Reue. Mr. Simon, der Heuchler, und sein Compagnon Charles, der Spötter, hatten davon keine Ahnung, sie lebten unter dem Schutze vornehmer Lüstlinge beiderlei Geschlechtes, ihr geheimes Comptoir zählte in den höchsten Ständen Freunde, — es war eine recht einträgliche Idee. Mr. Simon benutzte sie, um Geld aufzuhäufen, seine schmutzige, niedrige Seele kannte kein anderes Glück als sich in den Feierstunden ganz insgeheim an den werthvollen Papieren zu ergötzen, die er für den Verschleiß von Glacés, wie er sich launig ausdrückte,

angekauft. Der Elende würde sich selbst zu den Lastern, die er systematisch in Schwung brachte, hingegeben haben, wenn er, der graue Sünder, irgend einen verkäuflichen Reiz besessen hätte. Charles besaß für das Böse eine wahre Leidenschaft, jede Anstrengung ein schändliches Ziel zu erreichen war für ihn ein Reiz. Die Tugend ist immer leidend, demüthig, und er liebte deswegen die Activität des Lasters, es war für ihn ein Triumph, wenn er sich sagen konnte: der Streich ist mir gelungen. Und da er in Anwendung der Mittel nie verlegen war, so hatte er auch selten einen Fehlschlag zu erleben. Schlau und schaamlos umstrickte er diejenigen, welche das Auge der Wüstlinge auf sich gezogen hatten. Er war zu Allem fähig, nur nicht zu etwas Gutem. In guten Stunden nannte er sich wohlgefällig den bestcreditirten Fleischhändler von Paris.

Ehe Mr. Simon in das Zimmer trat, wo nach Louisons Bericht, die junge Dame in tiefer Trauer seiner wartete, putzte er mit dem Schooße seines Frackes seine vier Brillengläser möglichst rein, um als Kenner auf den ersten Blick sich zu finden.

Die junge Dame erhob sich von dem Sopha und machte ihm eine Verbeugung.

„Mademoiselle, sehr erfreut — sehr erfreut — darf ich bitten in ein anderes Zimmer.“

„Mein Geschäft bei Ihnen, Mr. Simon, ist zu kurz, um große Umstände zu machen. Erlauben Sie, daß“ —

„Bitte, schöne Dame — eine kleine Eigenheit von mir — nicht in diesem Zimmer — haben Sie die Gnade.“

Er deutete mit einer Verbeugung auf eine andere Thür, die er bereits geöffnet.

„Das ist sonderbar, mein Herr — halten Sie dies Zimmer für zu vornehm oder zu gering für mich?“

„Sie treiben mich in die Enge, Mademoiselle — Sie zwingen mich — nun denn, ich bin etwas abergläubisch, Sie werden Nachsicht haben — ich halte es für zu heilig auch für das geringste Geschäft, denn sehen Sie“ — hier hüpfte er zu einem Vorhange, hinter dem ein herrliches Bild, Christus das Kreuz tragend, mit der Dornenkrone auf dem Haupte, in einer Nische hing — „ich halte hier meine Morgen- und Abendgebete und darum — haben Sie Nachsicht, gnädige Dame, mit der religiösen Schwäche eines alten Mannes.“

Die junge Dame schlug ein Kreuz über Stirn, Mund und Brust und sagte dann mit einem Tone, in welchem deutlich eine große Ehrerbietung für Mr. Simon herausklang: „Haben Sie die Güte, mich zu führen.“ Mr. Simon hatte während dieses kurzen Wortwechsels seine Kennerblicke über seinen Besuch streifen lassen, er schmeichelte sich sehr nützliche Entdeckungen gemacht zu haben. Die junge Dame war, obwohl sie ein schönes Französisch sprach, doch sicher eine Ausländerin, ein fremder, angenehm klingender Accent mischte sich zuweilen in die Aussprache. Sie war jung, eine schöne schlanke Gestalt, und die schwarze Kleidung hob den

sanften Hauch der Melancholie, der über ihrem reizenden Gesicht, wie ein dünner durchsichtiger Schleier lag, noch mehr hervor. In dem feinen Seidenstoff ihrer Kleidung sowohl, als in ihrem Wesen und vorzüglich in den Zügen ihres Gesichtes lag ein Ausdruck von Vornehmheit. Ihre Züge besonders trugen einen Anflug orientalischer Bildung, nicht jene Schönheit, die die Vollkommenheit derselben auffallend macht, wie sie bei den Circassierinnen öfter gefunden wird, von denen man sagen kann, es ist ein schönes Antlitz, rein in Form und Schnitt; sie trug vielmehr einen stark hervortretenden Charakterausdruck der Entschlossenheit, der Furchtlosigkeit, mit dem sich auf's Glücklichste eine weibliche Lieblichkeit verschmolz, die man nur zu oft bei einem schönen tadellosen Frauenantlitz vermißt. Sie war Katholikin, wie Mr. Simon bemerkt hatte, und das gefiel ihm besonders, denn er wußte aus Erfahrung, daß der Katholicismus bei seinen Bekennern einen gewissen Schwung der Phantasie voraussetzen läßt; so ein Cultus, der die Sinne in Anspruch nimmt, gewährt jederzeit der Sünde viel bessern Vorschub, als ein kalter Protestantismus, der es nur mit der Vernunft zu thun hat und weniger einer Aufregung unterworfen ist, weil er Herz und Sinn weniger ergreift. Diese Bemerkung war ihm daher sehr lieb, auf sie ließ sich im Nothfalle ein Calcül bauen. Mr. Simon gab sich wie ein ehrlicher alter Kaufmann aus der alten Zeit, der vor der jungen Welt einen gewissen Respekt hat und sich daher in einem Gewirr veralteter Höflichkeitsformeln bewegt, er

wußte sehr gut, daß ihm dies scheinbar linkische Wesen eine Art Vertrauen erwarb, das noch mehr durch den Anblick seiner wirklich alten Gestalt und der Freundlichkeit seines alten Gesichts gehoben und unterstützt wurde. Wenn man Mr. Simon so mit gebeugtem Rücken sah, mit seinen beiden Brillen auf der Nase, seiner blüthenweißen Wäsche, seinem Frack, dessen Schnitt noch um einige Jahre in der Mode zurück war, so hielt man ihn für einen Comptoirmenschen, der seine Lebenszeit hinter dem Hauptbuche zugebracht und darüber ergraut war. In seinen Bestrebungen, Heuchler zu sein, hatte er es glücklich bis zu einem Schein von herzlicher Gutmüthigkeit gebracht, die für ihn einnehmen mußte. Charles wäre deren nie fähig gewesen, es lag zu viel Spott und Hohn, und vorzüglich eine sich gegen diese Erniedrigung sträubende Charakterstärke oder geistige Kraft in ihm.

Mr. Simon führte die junge Dame in das rothe Zimmer, welches ihm Charles bezeichnet. Dort lud er sie ein, auf einem roth damastnen Sopha sich niederzulassen, dem gegenüber an der Wand ein großer Stehspiegel angebracht war, welcher die Figuren derjenigen, welche auf dem Sopha Platz genommen hatten, in seiner glänzenden Fläche treu wiedergab. Mr. Simon warf einen Blick verstohlen auf die hinter dem Sopha befindliche Wand, sie war mit einer Garnitur kleiner Porträts aus der Kaiserzeit geschmückt, die durch einen von vergoldetem Schnitzwerk künstlich geformten Lorbeerkranz die Bildnisse der vornehmsten,

berühmtesten Generale um das des Kaisers in einem Cirkel reihte. Ein Lorbeerblatt in dem künstlichen Schnitzwerk war etwas verschoben und der Glanz eines Auges funkelte durch die Oeffnung dem Spiegel gegenüber.

„Nun, gnädige Dame, haben Sie die Güte, mir zu eröffnen, wodurch ich so glücklich sein kann, Ihnen zu dienen," hob Mr. Simon an.

„Mein Herr," antwortete die Dame, „ich habe bereits in den wenigen Minuten, wo ich Sie kenne, Zutrauen zu Ihnen gefaßt. Sie sind ein Glaubensgenosse und wie ich bemerkt habe, ein frommer Mann."

„Meine gnädige Dame," sagte Mr. Simon, „Sie überhäufen mich mit Lob und machen mich dadurch verlegen. Mein Gott, ich bin ein alter Mann, hinter dem ein langes Leben liegt, es ist wohl Zeit, daß ich mich dem Gebete hingebe, wer weiß denn, wie lange wir leben! Der gnädige Gott läßt meine kleinen Geschäfte gedeihen und so wäre ich sehr undankbar, wenn ich ihn vergessen könnte."

„Nun ich werde nicht mehr davon sprechen, es sieht aus wie Schmeichelei und ich kam nicht zu Ihnen, mit dergleichen Sie zu belästigen," sprach die junge Dame, „obwohl es mir sehr lieb ist, zu wissen, daß Sie ein guter Katholik sind, mein Herr."

Mr. Simon verneigte sich, mehr aus Verlegenheit als aus Höflichkeit, denn diese Unterhaltung fing so seltsam an, daß sie ihn etwas beunruhigte.

„Ich sagte Ihnen, mein Geschäft würde sehr schnell

abgemacht sein," fuhr die junge Dame fort zu sprechen, „indeß eben die Ueberzeugung, daß Sie mein Glaubensgenosse und voll Eifer sind, erlaubt mir, offenherziger gegen Sie zu sein, als es sonst der Fall gewesen wäre."

„Sie sind sehr gütig, ich hoffe, daß Sie sich nicht in einem guten alten Manne täuschen, der einsam für sich hinlebt, ohne größere Bekanntschaft mit der Welt, als grade die kleinen Geschäfte es mit sich bringen."

„Graf Saint Auguste kommt zuweilen zu Ihnen?"

Mr. Simon war so überrascht, daß er kein Wort hervorbringen konnte, er wußte nicht, wo das hinaus sollte. Saint Auguste war ein junger Lebemann, einer der besten Kunden seines Geheim-Comptoirs, und diese junge Dame suchte hier Erkundigungen über ihn einzuziehen, das war sehr auffallend und Mr. Simon fand es für gut, ein wenig zu husten, um seine Verlegenheit, wie er sich zu benehmen habe in dieser kitzligen Sache, zu bemänteln, so gut es sich thun ließ.

„Warum antworten Sie nicht, Mr. Simon, ist Ihnen Graf Saint Auguste unbekannt?"

„In der That, ich glaube ihn zu kennen, Mademoiselle, es ist ein Unglück für mich, zuweilen kann ich mich mit dem besten Willen nicht ganz genau auf meine verehrungswürdigen Kunden besinnen, ich verwechsle die Namen — das Gedächtniß — ach, das Gedächtniß läßt leider nach — aber wenn Sie befehlen, im Hauptbuche stehen alle Namen, ich werde sogleich nachsehen."

„Lassen Sie das, Mr. Simon," sagte die junge Dame, „ich weiß es bestimmt, er verkehrt mit Ihnen, ich besitze seine Adresse, die auf Sie lautet."

„So! da wird es allerdings seine Richtigkeit haben," antwortete Mr. Simon lächelnd, „ja, ja, ich glaube mich jetzt zu besinnen, ein junger schlanker Herr mit blondem Haar, sehr nobel — ein kleines Bärtchen —"

„Ich kenne ihn nicht persönlich," fiel ihm die Dame in's Wort.

„Ach, das ist etwas Anderes — also bloße Recommandation eines guten Freundes von dem Herrn Grafen?"

Die junge Dame ahnte nicht den schmutzigen Doppelsinn dieser Worte; die niedrige Zweideutigkeit, welche Simon in seiner Gemeinheit ausgesprochen hatte, blieb ihr unbekannt und sie antwortete mit voller Zuversicht darauf.

„Allerdings, mein Herr, es ist eine Art Recommandation, wenn Sie so wollen. Haben Sie die Güte, dem Herrn Grafen Saint Auguste dieses Billet zuzustellen." Dabei wickelte sie aus einem Täschchen, das an einem schwarzseidenen Bande am Gürtel ihres Kleides unter der kurzen Mantille verborgen war, ein rosarothes Billet heraus; welches sie ihm überreichte. „Daß ich persönlich zu Ihnen komme, ist nicht ohne Ursache geschehen," redete die junge Dame weiter, „man darf in wichtigen Dingen nicht auf eine untergeordnete Person sich verlassen."

„Sehr richtig, sehr wahr," antwortete Mr. Simon, der immer mehr in dem Gedanken sich vertiefte, das sei eins

seiner Art Geheimnisse — „das Dekorum muß doch immer, so weit es sich thun läßt, vor der Welt beobachtet werden.“

„Sie drücken sich falsch aus, Mr. Simon,“ sagte sie verbessernd, „Sie wollen wahrscheinlich sagen, der Schleier des Geheimnisses muß vor den Augen der Welt sorgfältig bewahrt werden.“

„Ja, ja, das wollte ich sagen,“ stimmte der Agent bei, „mein Gott, man verspricht sich zuweilen. Indeß ich glaube nicht nöthig zu haben, länger Zurückhaltung gegen Sie, Mademoiselle, zu beobachten, ich kenne das Geheimniß, das Sie meinen, so ziemlich genau — ich versichere Sie, daß es sogar eine kleine Abzweigung meiner Geschäftsthätigkeit ausmacht.“

„Ich ehre Ihre Zurückhaltung, mein Herr, ja, ich danke Ihnen sogar dafür,“ war die Antwort, „ich betrachte sie als einen Beweis der Verschwiegenheit unsers wichtigen Geheimnisses.“

„Es ist nicht selten, daß Graf Saint Auguste hierher kommt,“ redete Mr. Simon schmunzelnd, „und ich sage Ihnen, schöne Dame, daß er mir in dem Punkte sein volles Zutrauen geschenkt, ja mich sogar zu seinem Correspondenten in dem Artikel gemacht. Ich bin das verschwiegene Grab seiner Geheimnisse.“

„Nun denn, mein Herr, so bedarf es vor Ihnen keines Schleiers mehr,“ entgegnete die junge Dame mit einem höheren Incarnat auf dem edlen Antlitze. „Sie sehen in mir eine Emissärin Polens — mein armes Vaterland ist

geopfert, der weiße Adler blutet aus tausend Wunden, seine stolze Brust ist zerfleischt von den Geiern des Nordens, nein, von den Wölfen, die Rußland über seine Grenzen schickte. Sehen Sie mein Kleid, es ist schwarz — ich traure nicht um den Verlust der Güter, die mein waren, nein, ich traure um Polen, um das zerrissene Vaterland. Sie sind Katholik und also ein natürlicher Freund Polens, aus dem man auch bald den Katholicismus verbannen wird, weil er die Freiheit des Volkes beschützt und ein ewiger Feind der Bestrebungen der Czaaren sein wird und seiner Natur nach sein muß. Aber die Rache schläft nicht, der Haß ist ewig wach. Polen ist zu schwach, es hat seine Kräfte geopfert, Europa hat es zu seiner ewigen Schmach verlassen. So muß man den Feind im Herzen angreifen, im Herzen seines Reiches. Sie führen die Correspondenz Saint Auguste's, Sie werden wissen, daß ich jene bevorstehende Revolution in den Wolga-Distrikten meine. Aber es gehören Mittel dazu, deswegen kam ich nach Paris, deswegen meine Recommandation an St. Auguste, dies Geheimniß die Ursache, daß ich persönlich dies Billet bei Ihnen an den Grafen abgebe — man muß vorsichtig sein, der geringste Verrath bringt Unheil über Hunderte von treuen Seelen."

Als die junge Dame ihre vor Begeisterung glühende Rede geendet, erhob sie sich schnell und machte einen Gang durchs Zimmer. Dies war für Mr. Simon ein Glück, es gewährte ihm einige Augenblicke Zeit, sich von der

außerordentlichen Ueberraschuug zu erholen, der er unterlegen war. In der That war Mr. Simon, um figürlich zu reden, verdummt, einer Wachsfigur gleich, die Augen, Ohren, Nase und Mund hat, ohne sie gebrauchen zu können. Die niedrige Seele war erschrocken, weil sie sich unvermuthet von dem Felde der Gemeinheit zurückgeworfen sah, und edlren Neigungen gegenüber, ihre Verworfenheit, wenn auch nicht reuevoll fühlte, sich aber derselben doch dunkel bewußt war. Mr. Simon ließ einen Seitenblick schnell auf das lauschende Auge zwischen den verzierten Blättern des Lorbeerkranzes an der Wand hinter dem Sopha fallen, er sah es blinzeln. Er knipp sich in die Lenden, um eine Art Haltung der jungen Dame gegenüber zu erlangen, die fremde Sphäre, in der er sich jetzt nothgedrungen bewegen mußte, machte ihm Angst, er befand sich in der Lage eines Menschen, der in seinem Leben noch auf kein Eis gekommen, plötzlich sich auf eine solche Spiegelfläche versetzt sieht und seine Füße unter der Last des Körpers ausgleiten fühlt.

„Meine gnädige Dame," sagte der Agent sich tief verbeugend, „verlassen Sie sich darauf, daß heute noch der Herr Graf den Brief erhalten soll, und wenn Sie wünschen, so bringe ich oder mein Compagnon, der eben so gut als ich in diesem Geheimniß unterrichtet ist, Ihnen Nachricht von dem Herrn Grafen, wenn Sie mir gütigst Ihre Adresse mittheilen wollen."

„Madame Fourneaux, Straße Honoré, Nr. **118**, im **3.** Stock," antwortete die Dame vertrauensvoll.

„Erlauben Sie es mir zu notiren, das Gedächtniß läßt mit den Jahren nach," bat Mr. Simon, seine Schreibtafel hervorholend, „also Madame" —

„Madame Fourneaux," wiederholte die Vorige, und als sie ihm Namen der Straße, Hausnummer und Etage diktirt hatte, fügte sie hinzu: „Man kennt mich bei Madame unter dem Namen Antonie Schulkowska."

„Danke bestens," entgegnete Mr. Simon, „verlassen Sie sich auf meinen Eifer, meine Gnädige, wenn ich durch meine geringe Bekanntschaft vielleicht nützlich werden kann, ich bin sehr enthusiastisch für Polen gesinnt, ich würde mich sehr glücklich schätzen, zu irgend etwas beitragen zu dürfen, was dieser Sache einen Schwung geben könnte."

„Sie erfreuen mich sehr, Mr. Simon," antwortete die junge Dame, „Frankreich hat edelmüthige Söhne, die mit Freuden ihren polnischen Brüdern in dem gerechtesten Kampfe beistehen würden, wenn Rußland nicht auch hier auf künstliche Weise in den obern Regionen die Interessen für Polen zu ersticken wüßte. Doch auf Wiedersehen, Mr. Simon, haben Sie die Güte mich durch diese Zimmer zu geleiten, damit ich mich nicht verirre. Haben Sie Familie, mein Freund?"

„Nein, meine Gnädige, niemals gehabt, denn ich bin unverheirathet geblieben."

Die junge Dame antwortete nichts darauf und als Mr. Simon sie glücklich bis an die Mauerthüre geleitet hatte, vor welcher ein Fiaker hielt, konnte er seine gemeine

Gewohnheit nicht unterlassen, er empfahl ihr seine Glacé's aufs Angelegentlichste. Die junge Dame lächelte und stieg in den Wagen. Mr. Simon ging zurück in das Haus, wo er Charles schon seiner wartend fand.

„Mr. Charles," sagte er „was sagen Sie zu dieser Ueberraschung! Habe ich Ihr Blinzeln recht gedeutet?"

„Vollkommen," antwortete dieser, „Sie haben sich trotz aller Eckigkeit Ihres Wesens aufs Bewunderungswürdigste benommen."

„Nun, lassen Sie diese Lobeserhebungen," bemerkte der Agent, „es klingt Alles maliciös, was Sie sagen, Bester. Ich sehe noch gar nicht ein, wozu uns dies Geheimniß nützen soll, ich hoffe doch nicht, daß Sie an eine Erweiterung des Geschäfts denken, etwa Politik mit Glacé's verbinden wollen?"

„Warum nicht?" fragte Charles, „Sie verstehen sich nur nicht auf's Pikante. Politik und Glacé's, es ist zwischen beiden Artikeln eine erstaunliche Aehnlichkeit. Die Politik ist öfters noch weniger werth als Glacé's, Beide reißen leicht und taugen dann Beide nichts — sie sind Beide glänzend, indeß die Zeit frißt an den besten Glacé's, wie an der besten Politik — gewiß, mein Theurer, es ist mein Wunsch längst gewesen, politisch thätig zu werden — jetzt bietet sich eine erwünschte Gelegenheit dazu, und ich werde sie nicht vorübergehen lassen. Bedenken Sie selbst, Mr. Simon, wer einmal in der Sünde arbeitet, der muß es auch zu einer Vollkommenheit darin zu bringen suchen. Un-

ser Wildprethandel ist gut im Gange, aber wir sind nur Laien gegen die, welche mit Politik handeln — wir verhandeln eine Seele, jene tausende, wir lassen unsern Verhandelten die volle Freiheit des Denkens, die Politik aber nimmt denen, die ihr verfallen, fast immer die natürlichen Rechte und macht sie zu geistlosen Sklaven — wahrhaftig, guter Simon, wir sind vom Stamme der Betlehemitischen Unschuldigen, die Politiker aber gehören zu dem Geschlechte der Herodias."

„Ich sehe wahrhaftig gar keinen Nutzen, den Sie aus diesem politischen Geheimniß ziehen könnten," redete Mr. Simon etwas unmuthig, da er sich in Dinge verwickelt sah, die ihm eine fremde Sphäre waren.

Charles schwieg eine Weile und ließ einen verächtlichen Blick auf ihn fallen. „Der Verrath, die Unterschlagung von bedeutenden Summen, um deren willen Niemand ein Wort verlieren darf, sind Nutzen genug, das Andere wird sich finden."

„Aber unsere Sicherheit?" fragte Mr. Simon.

„Man muß nie fürchten, ehe es Zeit ist," antwortete Charles, „übrigens ist ein Spion immer sicher, eine Macht schützt ihn gewiß, das ist eine unwiderlegliche Wahrheit."

„Sie haben lauter solche Teufelspläne in Ihrem Kopfe, Mr. Charles."

„Es mag sein," sagte dieser lächelnd, „dafür sind Sie, Theuerster, mit allen Gaben eines Wurmes ausgerüstet."

Mr. Simon schnitt ein ärgerliches Gesicht, Charles' Vergleiche berührten ihn jederzeit unangenehm, er fühlte die geistige Ueberlegenheit dieses wirklich thatkräftigen Bösewichts und schwieg, weil er schon aus dessen weitsehenden Plänen einen Vortheil für seine Habsucht schimmern sah.

Vergangenes und Freundschaft.

In den Mittagsstunden eines der nächsten Tage gingen zwei Männer langsamen und würdevollen Schrittes längs des Quais der Cité hin — die Herbstsonne schillerte in dem dunkeln Seinewasser, das sich an den hohen und festen Mauern des Quais brach und in kleinen Blasen und Perlen zurückstürzte. Der Mittag war schön und warm — das Panorama belebt und Augerquickend, der Himmel tiefblau und rein. So eben waren die letzten Töne der Mittagsglocken des am jenseitigen Ufer liegenden Bernhardinerklosters verhallt. Die beiden Männer in langen bis an den Hals zugeknöpften Oberröcken waren ihrem Gange und ihrer Haltung nach Priester. Sie hatten den katholischen Schritt, jenes gewisse, consequente Auftreten, welches vorzüglich die Geistlichen dieser Kirche als eine eigenthümliche Tradition zu vererben scheinen. Beide waren im vorgerückten Lebensalter, hagere, jedoch würdevolle Gestalten, ernst, fast düster. Sie hatten ein langes Schweigen beobachtet, Jeder von ihnen gab sich seinen Gedanken hin.

Jetzt standen sie an einer Stelle des Quais, wo der alte Bau der Notre-Dame sich riesengroß hinter dem erzbischöflichen Pallast erhob. Zufällig fielen Beider Blicke auf diesen düstern Steinkoloß und hingen eine Weile lang unverwandt an demselben. Der Aelteste der beiden Geistlichen sagte dann:

„Wir sympathisiren, mein Bruder, ich kenne Ihre Gedanken.“

„Es ist wohl möglich,“ antwortete Jener, „Sie kennen mein Herz und wer das Haus kennt, kennt auch dessen Gänge.“

„Ja, ja, wir sympathisiren,“ wiederholte der Andere, „Sie dachten bei Betrachtung dieser Granitmasse an den ehrwürdigen Bau unsrer heiligen Kirche, und Ihre Seele weinte, daß sich allmählig ein Stein von dem andern lös't und ein böser Moder das Innere des heiligen Doms nach und nach zerstört. Auch ich habe daran gedacht und sagte zu mir: Das Wort der Schrift geht in Erfüllung, der Eltern Sünde wird an Kind und Kindeskindern gerächt. Konnte es anders kommen, als es schon gekommen ist? Blicken wir zurück auf das Leben der Päpste — was finden wir? Sprechen Sie unverhohlen, Bruder Aloys — eine Vereinigung von Todsünden, aber kein Wandel nach dem Beispiele des Heilands.“

„Ach, leider haben Sie Recht, theurer Orlimont — jeder Papst beging wenigstens Eine, der Beste von Allen verläugnete Gott, indem er die Menschen statt zur Ver-

nunft zu führen, zu unvernünftigen Thieren herabwürdigte. Diese Todsünde an der Menschheit frißt wie ein Krebsschaden nach und nach weiter."

„Ich freue mich, Sie gefunden und erkannt zu haben, für meine Seele war das ein längstgefühltes Bedürfniß, indeß man muß vorsichtig sein."

„Ja wohl, mein Lieber, der Verrath ist immer bereit, man muß sein Eigenthum bewahren vor fremdem Auge."

„Und Ohr," fügte Orlimont hinzu — „Rom ist furchtbar. Es giebt keine Inquisition mehr, aber es giebt heimliche Kerker genug, die für immer einen Verklagten einschließen. Mich erfüllt Raffaele Ciocci's Erzählung von der Rache Roms mit Schauder — es ist entsetzlich, daß es Wahrheit ist und nicht weggeläugnet werden kann."

„Ich habe davon reden hören, Ciocci habe eine Thatsache veröffentlicht, die schaudervoll sein soll, aber ich weiß nichts Genaueres, man schweigt darüber, denn man fürchtet sich. Theilen Sie mir die Sache mit."

Orlimont sah sich erst überall um, dann sagte er:

„Hier kann es geschehen, die Luft ist kein Spion. Ich möchte nicht in irgend einem Hause davon reden, auch die Wände sind Verräther."

Bei diesen Worten faßte er ihn unter den Arm und ging ganz dicht neben ihm, so daß sein Mund, da er größer war, fast des Andern Ohr berührte.

„Don Alberico Amatori, Bibliothekar im Kloster zum heiligen Kreuze von Jerusalem zu Rom, hatte sich mit fünf-

zehn andern Mönchen desselben Klosters vereinigt, eine Eingabe an den Ordensgeneral Rivardi Tassini einzureichen, in der sie um Einräumung eines Klosters für sich baten, da sie nicht alle Satzungen Roms anerkennen könnten und ihrer Ueberzeugung gemäß leben wollten. Raffaele Ciocci gehörte unter diese Schaar, deren Vorschlag ein allgemeines Entsetzen bei dem geistlichen Tribunal zu Rom hervorbrachte. Man gebot Don Amatori, welcher vor ein Cardinals-Tribunal gefordert wurde, Schweigen und sann auf die Vertilgung der Reformer. Der Todesengel, der diese Männer Einen nach dem Andern heimsuchte, war geheimnißvoll, die Meisten starben an Krämpfen und Fiebern, mit denen sie Monate lang rangen, bis sie ihnen erlagen, obwohl sie vorher kerngesund und Mehre sogar herkulische Männer waren. Nur Don Alberico und Raffaele Ciocci blieben lange Zeit von dem geheimnißvollen Todesengel verschont. Eines Abends nach dem Essen aber bekam Raffaele schreckliche Krämpfe im Magen und furchtbares Brennen in Brust und Gurgel, in einigen Minuten war er schwarzgelb im Gesicht und vor den Mund trat ihm Schaum. Die Mönche schrieen, er sei besessen und besprengten ihn mit Weihwasser, der Kranke verlangte nach dem Klosterarzte. Man brachte ihm einen Andern, den Ersten, den man habe finden können. Er gab ihm Arznei, wodurch diese Krämpfe noch schrecklicher wurden. Indeß Ciocci bestand darauf, daß man den Klosterarzt herbeischaffen solle und da man wahrscheinlich glaubte, daß es nun zu spät sein würde,

brachte man diesen, einen Freund Cioccis, endlich herbei. Voll Zorn und Entsetzen warf dieser das Glas, in dem noch einige Tropfen der Arznei waren, nachdem er diese untersucht, zum Fenster hinaus und Ciocci wurde von der Vergiftung gerettet."

„Entsetzlich!" rief der andere Priester.

„Noch entsetzlicher," fügte Orlimont hinzu, „daß dies Ereigniß nicht dem Mittelalter, sondern unserer, der allerneuesten Zeit angehört."

Im erzbischöflichen Pallast wurde jetzt eine große Schelle geläutet. Beide Geistliche lenkten ihre Schritte nach dem Pallaste zurück. Der Erzbischof gab dem Clerus von Paris eine Audienz. Der Saal war halb gefüllt, man beobachtete die größte Förmlichkeit, der Erzbischof wurde mit tiefer, schweigender Ehrerbietung empfangen, sein scharfes Auge schien die Priester rasch zu überzählen, es wurzelte auf Orlimont, den er zu sich winkte.

„Ich habe mit Ihnen zu sprechen, Abbé," sagte er, „nach der Audienz melden Sie sich in meinem Kabinet."

Orlimont verneigte sich, er konnte eine Anwandlung von Furcht nicht ganz unterdrücken; diese entging dem Prälaten nicht, aber er wollte sie nicht bemerken, er schritt zu seinem Sessel.

„Sie kennen diesen fremden Abbé?" fragte eine dünne heisere Stimme an der Seite Aloysens.

„Ich habe ihn jetzt erst kennen gelernt," war die Antwort — „ist ein höchst achtenswerther Mann."

„Ein Irländer, nicht wahr?"

„So ist's — warum erkundigen Sie sich so genau, Abbé Bernard?"

„Er interessirt mich," war die Erwiderung, „ich möchte mit ihm bekannt werden."

„Es wird sich Ihnen jedenfalls Gelegenheit dazu bieten," entgegnete Aloys kalt.

„So? Nun, man muß also Geduld haben," redete Bernard, während er mit seinen grauen, durchdringenden Augen Aloys überflog.

Diese kurze Unterhaltung endete damit. Orlimont beobachtete ein Stillschweigen fast die ganze Audienz über. Der Erzbischof sprach über die Verhältnisse der Kirche zum Staate, er forderte die Mitglieder des Clerus auf, sorgsam über Alles zu wachen, daß der Freiheitsschwindel unter dem Volke nicht einreiße — nur ein thätiges Zusammenwirken könne das schaukelnde Schiff triumphirend durch die aufgeregten Wogen der Zeit führen.

Man hörte Alles aufmerksam an, die Pfarrer von Paris traten vor und statteten Sr. Eminenz in kurzen Worten Bericht über die Zustände ihrer Parochieen ab. Der Erzbischof legte ihnen ans Herz, sich mit den vornehmen Familien besonders zu befassen, da von den Gesinnungen dieser Leute vorzüglich die Zukunft in kirchlicher Beziehung abhange, ihr Beispiel wirke auf das Volk, welches die ersten Stände des Landes wie seinen Spiegel zu betrachten pflege. „So nur, meine Herren, können wir der

freien Presse entgegenarbeiten," fuhr er fort, „wenn wir nach und nach einen der Kirche zugeneigten Sinn in den Herzen der höheren Stände erwecken — und es ist nothwendig, daß dies geschehe. Die freie Presse ist der Maulwurf, der den wohlgepflegtesten Acker unterwühlt, er muß getödtet werden, damit er den Saamen nicht verzehre, den wir gesäet haben. Ich fordere Sie auf, meine Herren, alle Ihre Kräfte in diesem Kampfe aufzubieten, ich erwarte, daß Sie mir wöchentlich Berichte über Ihre Fortschritte machen werden und ernenne den Herrn Abbé Bernard zum Berichterstatter in meiner Kanzlei."

Bernard lispelte dem neben ihm stehenden Aloys zu:

„Wenn ich Ihnen oder Ihrem Freunde dienen kann, wird es gewiß mit Freuden geschehen."

„Sollten wir in die Nothwendigkeit versetzt werden, uns Ihres freundlichen Anerbietens bedienen zu müssen, so werden wir uns an Sie wenden, Herr Abbé."

„Sie hegen kein Vertrauen zu mir, Abbé," erwiderte Bernard, „und doch liebe ich Sie — es ist eine Sympathie der Seelen, meine ich — glauben Sie nicht?"

Abbé Aloys schien nicht sehr von dieser Sympathie erbaut.

„Sie wissen, Abbé, daß ich es noch nicht bis zur Heuchelei gebracht habe, deswegen möchte ich die Harmonie unsrer Seelen bestreiten, ich fühle mich weniger zu Ihnen hingezogen, als es bei Ihnen der Fall zu mir zu sein scheint — auch liebe ich die Aufdringlichkeit nicht."

Bernard war weit entfernt, eine Art Entrüstung zu zeigen, er lächelte.

„Sie sind immer wahr und das muß man schätzen," sagte er ruhig und gelassen; „rechnen Sie jeder Zeit auf meinen Eifer, Ihnen zu dienen, wenn es möglich ist, ich bin Ihr Freund."

Abbé Bernard war eine untersetzte Gestalt, mit einem wohlgepflegten Leibe, ein recht gesundes, fleischiges Antlitz war die Folge eines bequemen, sorgenlosen Lebens. Nur die dünne, heisere Stimme, die dieser Mann der Kirche besaß, war für ihn ein Uebelstand, an den man sich erst gewöhnen mußte. Das Glück hatte ihn begünstigt, der Erzbischof hatte ihn aus einem Kloster der Normandie mitgebracht, und Bernard wußte sich die Gnade seines hohen Gönners zu erhalten, er besaß alle Anlagen dazu, sich in das Vertrauen der Menschen einzuschleichen, er war demüthig, geduldig, immer freundlich, auch fromm, wenn es galt, dadurch vorwärts zu kommen, höflich bis zur Kriecherei und gedankenlos, wenn er fand, daß ihm der Anschein von Unwissenheit, Nichtkenntniß der nothwendigsten Dinge, irgend einen Vortheil bringen konnte. Mit diesen wichtigen Eigenschaften ausgerüstet, steuerte Abbé Bernard aus dem Dunkel eines Klosters in das thätige, rührige Leben zu Paris über, seinen Weg — er genoß des glücklichen Bewußtseins, daß er Fühlhörner an der Seele habe, die ihn vor jedem unangenehmen Zusammentreffen mit irgend

einem feindlich Gesinnten bewahrten, aber er war auch durch seine Schlauheit gewiß, seinen Feinden Niederlagen beizubringen. Die Mönchsintriguen hatten ihn so glücklich herausgebildet und er bestrebte sich die wohlerworbenen Eigenschaften des Klosterunterrichts zu vermehren und vorzüglich auf eine Stufe der Vollkommenheit zu bringen, bei welchem Vorsatz ihn die Selbstverläugnung, die er bei jeder Aufwallung einer Leidenschaft auf eine beispiellos merkwürdige Weise ausübte, besonders unterstützte.

Der Erzbischof hob die Audienz auf, Abbé Orlimont folgte ihm. Dieser würdige Mann suchte vergeblich eine Unruhe in sich zu bekämpfen. Man führte ihn in das Kabinet Sr. Eminenz. Er hatte Zeit, sich daselbst zu sammeln — der Prälat befand sich in seiner Garderobe, um die Prunkgewänder abzulegen. Abbé Orlimont betrachtete das Kabinet — es war einfach und geschmackvoll, weiße Sammettapeten mit verstreuten Lilien in Goldschimmer. Die Alabasterbüsten berühmter Kirchenfürsten standen auf vergoldeten eisengussenen Postamenten, deren kunstvolle Schnörkel und Verzierungen einen Begriff von dem Fortschritt der Arbeiten in diesem Fache gaben. Das Auge entdeckte in diesem Raume nichts Unharmonisches. Die Möbeln waren elegant mit den edelsten Hölzern ausgelegt, glänzend und prachtvoll, eine kleine Büchersammlung, jeder Einband in rothem Maroquin mit Goldblumen, schimmerte aus einer aufgestellten Colonnade von Alabaster hervor und bedeckte die

Hinterwand des Zimmers — Divan und Sessel mit schwarzblauem Sammt überzogen, mit Goldleisten versehen — Krystallbecken mit Goldfischen ruhten in den Ecken des Zimmers auf schwarzen polirten Marmortischen. Der Tritt in diesem Kabinet verursachte keinen Laut, orientalische Teppiche sogen jeden Hall ein. Wo sich das Auge auch hinwenden mochte, es war stets geschmeichelt von einer einfachen und doch prachtvollen Eleganz, welche ihren Besitzer als einen Mann von feinstem Geschmack charakterisirte. Der Abbé hörte Schritte, er trat zur Seite der Thür, welche bald von zwei Dienern geöffnet wurde — der Erzbischof trat ein, die Thür schloß sich hinter ihm.

Orlimont verneigte sich tief.

„Setzen Sie sich zu mir, Herr Abbé,“ begann der Prälat, nachdem er selbst auf dem Divan Platz genommen. „Sie sind vor wenigen Tagen erst nach Paris gekommen?“

„Es sind fast vierzehn Tage, Eminenz.“

„Es ist wahr. Waren Sie früher schon hier, vor Jahren?“

„Zu Ew. Eminenz Befehl.“

„Das stimmt!“ sagte der Erzbischof leise für sich. „Darf ich wissen, was damals Sie nach Paris führte, denn es ist mir bewußt, daß Sie in einem Kloster Ihres Vaterlandes lebten.“

„Ew. Eminenz, ich erfüllte eine heilige Pflicht. Ich führte einen Freund, der von unsrer heil. Kirche abgefallen war, in den Schoos derselben zurück.“

„Kennen Sie den Namen O'Byrn?"

„Ja," antwortete Orlimont und eine ungewöhnliche Blässe schwebte über sein Gesicht.

„Sie sind, wenn ich nicht irre, Herr Abbé, aus einem vornehmen irischen Geschlecht?"

„Ew. Eminenz erlauben, daß ich widerspreche — aus einem schottischen Geschlecht, das im Laufe der Zeit sein Ansehen und seine Macht in Schottland verlor und das sich in verschiedene Länder zerstreute."

„Aus dem Geschlecht der — ?"

„Der Bruce, Ew. Eminenz."

„Also königliches Geblüt, mein Herr Abbé?" fragte der Erzbischof lächelnd.

Orlimont fühlte, daß er dem leicht verzeihlichen Stolz auf eine alte ehrwürdige Abkunft zu sehr nachgegeben, als Priester hatte er mit der Welt abgeschlossen und die Regungen einer solchen Eitelkeit mußten für ihn erstorben sein. Er schlug die Augen zu Boden und schwieg.

„Nun, mein Herr Abbé, Sie sind sehr schweigsam," redete der Prälat nach einer Weile. „Fürchten Sie keinen Vorwurf von mir wegen der kleinen Eitelkeit! Es sind ernstere Dinge, die wir mit einander zu besprechen haben. Antworten Sie mir offen und ehrlich."

„Ew. Eminenz, ich habe nie der Lüge gehuldigt," antwortete Orlimont mit einem leichten Anflug verletzten Ehrgefühls.

„Mein Herr, Sie sind böser Dinge angeklagt." hob

plötzlich der Erzbischof an, — „Dinge, die, wenn sie nur zum Viertel wahr sind, Sie in's Verderben stürzen müssen."

Bei Orlimont zeigte sich eine vorüberschwebende Blässe der Wangen. „Und wer sind die, welche mich anklagen?"

„Ihr Bruder, Ihre Schwester — der Lord Orlimont, Lady Dryfesdale. Man klagt Sie des Giftmordes an Ihrem Bruder Eduin und seiner Gemahlin an; man beschuldigt Sie des Atheismus im weitesten Sinne des Wortes, ja, man verdächtigt Sie sogar eines Kinderraubes, bei welchem Kapitain O'Byrn mitwirkend gewesen sein soll."

Der Abbé erhob sich. „Ew. Eminenz," sagte er ohne die Anwandlung von Furcht, die er vor Kurzem erst empfunden. „Wäre meine Stimme nicht eben so giltig, alle diese Beschuldigungen, die man gegen mich ausgesprochen, auf die zurückzuwälzen, von denen sie stammen? Ich weiß nicht, in wie weit Sie von der Geschichte unseres Hauses unterrichtet sind, wenn aber Ew. Eminenz nur einen Blick in die unselige Verwirrung thun könnten, welche zwischen den letzten Sprossen eines ehemals königlichen Geschlechts sich eingenistet, Sie würden alle diese Beschuldigungen auf die zurückwerfen, von denen sie ausgehen."

Der Erzbischof schwieg einige Augenblicke. „Ich will nicht Ihr Verderben, Herr Abbé, ich will Sie blos warnen, auf Ihrer Hut zu sein," sagte er dann, „jedoch bitte ich, daß Sie nicht auf der Straße Grenelle wohnen bleiben. Sie haben eine Dame bei sich, die besonders als ein sittenloses Geschöpf uns bekannt gemacht worden."

„Ist es möglich, heiliger Gott! will man diese arme Dulderin auch noch jetzt verläumden!“

„Ich warnte Sie als Freund,“ entgegnete der Prälat, „Sie sind ein freier Mann, so lange Sie nicht in den Händen Ihrer Feinde sind. Diese sind aber furchtbar — was sie von Ihnen zu fürchten haben können, weiß ich nicht. Man schrieb an mich, Sie überwachen zu lassen, ja, man will sogar, daß Sie unter irgend einem Vorwande nach Irland oder Spanien gebracht werden sollen — ich habe indeß nicht Lust, mich in Dinge zu mischen, welche ganz privater Natur sind.“

„Ew. Eminenz, ich habe nicht Worte genug, den Dank auszusprechen, den ich empfinde — wenigstens haben Sie Ihre Gnade keinem Unwürdigen geschenkt.“

„Lassen Sie das, mein Herr Abbé,“ sagte der Prälat mit einem freundlichen Lächeln, „seien Sie offen gegen mich, das ist der beste Dank, den Sie bezeigen können. In dem Schreiben deutet man an, daß Sie sich nur in Frankreich aufhielten, um zwei Kinder, die Sie vor Jahren geraubt und wahrscheinlich durch irgend einen Zufall verloren hätten, aufzusuchen, mit welchen Sie eine Betrügerei, eine That der Rache gegen Ihren Bruder, den Lord Orlimont auszuführen gedächten.“

„Keine That der Rache, Eminenz, eine That der Gerechtigkeit. Lord Paul Orlimont ist Besitzer unserer Stammgüter in Irland, er ist der Jüngste unter uns fünf Geschwistern. Kapitain O'Byrn war der Aelteste von uns, er war

ein Sonderling, er wurde Priester und that sich durch einen strengen ascetischen Lebenswandel hervor. Wider Erwarten wechselte dieser Fels der Kirche seine Gesinnung für den geistlichen Stand. Eine junge Dame unseres Stammes, die am russischen Hofe lebte, kam nach Irland. Sie war schön und geistreich. Julius Orlimont lernte sie kennen und lieben. Die großen Majoratsgüter waren noch nicht unserm Bruder Eduin zugesprochen. Der Zurücktritt Julius änderte Alles, er trat, nachdem er Dispensation von Rom erhalten, den Besitz der Güter an. Ich war damals schon ordinirt. Die Ehe Lord Orlimonts wurde mit einem Mädchen gesegnet. Paul Orlimont, der jüngste unserer Brüder, und Sarah, unsere Schwester, schäumten vor Wuth, denn nach dem alten Herkommen entging ihnen nun die ungeheure Erbschaft der großen Stammgüter; sie brüteten Rache. Julius Gemahlin war gefallsüchtig, jung und lebhaft, die verdorbenen Sitten des Petersburger Hofes hatten sie frivol gemacht, der Kaiserin Katharina Beispiel ihr Herz verdorben — Paul verführte sie aus Rache, Julius stieß ihn nieder, und würde seine Gemahlin ermordet haben, wenn ich sie nicht seiner gerechten Wuth entrissen hätte. Sie flüchtete und Niemand hat sie mehr gesehen in Irland. Julius verschwor seine Seele, an keinen Gott mehr zu glauben, er verließ in Verzweiflung Irland, um unter den Fahnen Napoleons den Tod zu suchen. Niemand kannte seinen Rang, ich allein wußte, wo er sich befand. Immer erschienen Briefe von seiner Hand in Irland, er lebte, seine Existenz war gewiß;

aber kein Mensch wußte wo? Paul war gerettet worden, er würde in dem Blute Julius Rache genommen haben, wenn er ihn aufzufinden gewußt hätte. Sein Trachten nach dem Besitz der Güter war vereitelt, es lebte die Tochter Julius Orlimont, ich bewachte Valentine mit Argus-Augen, ich kannte die Bosheit Pauls. Ich änderte ihren Aufenthaltsort, wenn ich fürchten mußte, Paul habe ihn erspäht, er würde sie getödtet haben. Irland war zu unsicher. Ich brachte sie nach Spanien, übergab sie dort einem Kloster zur Erziehung und ging wieder nach Irland. Ein Jahr lang waren die Briefe von Julius bereits ausgeblieben, ich fürchtete schon, Kapitain O'Byrn, wie er sich nannte, sei auf irgend einem Schlachtfelde geblieben, als ich einen Brief von ihm von Paris aus erhielt. Er war schwer verwundet worden und hatte den Dienst verlassen, sich in die Einsamkeit einer alten Straße zurückgezogen. Er haßte die Menschen, wie Ungeheuer, er verfluchte sie und in seiner Verzweiflung auch den Schöpfer. Ich bot Alles auf, ihn diesem lebendigen Seelentode zu entreißen, ich erinnerte ihn an sein Kind, stellte ihm vor, was ich für dasselbe gethan, und flehte ihn an um dieses Kindes willen, seinen Haß ab- und sich in die Arme der Kirche zu werfen. Nach langjährigem Bitten erweichte sein Herz, er rief mich zu sich nach Paris." Der Abbé schwieg einige Augenblicke, dann sagte er mit einem Anflug freudiger Erinnerung: „Aus meiner Hand empfing er den Leib des Herrn, ich versöhnte ihn mit Gott und der Kirche. Das ist meine beste That!"

Eine Pause erfolgte.

Der Erzbischof störte ihn nicht durch irgend eine Unterbrechung.

Dann fuhr der Abbé fort in seiner Erzählung:

„Er war wieder gewonnen, aber sein finstres, unheimliches Wesen verließ ihn nicht. Jedes Jahr kam ich aus Irland nach Paris, um ihm das Abendmahl zu reichen. Es gelang mir, Sehnsucht nach seinem Kinde in seiner Brust zu erwecken. Da geschah ein Schlag, der Alles zu verderben schien. Valentine war jung und blühend, sie zählte achtzehn Jahre, Madrids Luft hatte sie zu schnell gereift, ihre Phantasie, glühend und begehrend, hatte sie zu einem Schritt verlockt, der nicht zu entschuldigen war. Sie hatte einem Granden ihre Hand gegeben, sich in heimlicher Ehe mit ihm vermählt, die Folge war die Geburt von Zwillingen. Ihre Ehe wurde entdeckt und sie gefangen gesetzt. Erlassen mir Ew. Eminenz, den Namen ihres Verführers zu nennen. Daß ich sage, sie wurde gefangen gesetzt, deutet an, daß man die erheblichsten Ursachen hatte, sie und alle möglichen Ansprüche auf ihr zwar heimlich erworbenes, aber doch unbestreitbares Recht auf ihren Gatten zu vernichten. Ich erfuhr ihr Schicksal, ich theilte es dem Kapitain O'Byrn mit — ich fürchtete, er werde außer sich sein, er werde seine Tochter verfluchen — ich hatte mich getäuscht. „Sie hat die Ehre unseres Stammes nicht geschändet, wir müssen sie retten!“ sagte er. Ich eilte nach Spanien, ich suchte Mittel möglich zu machen, sie und die Kinder zu befreien. Es gelang, ich brachte sie glück-

lich nach Barèges, wo ich für den Kapitain ein einsam gelegenes Haus angekauft hatte."

Der Erzbischof sagte nach einer kleinen Pause: „Die Rechtsgiltigkeit der heimlichen Ehe wurde dadurch nicht vernichtet — hat der Grand sich wieder vermählt?"

„So ist es, Eminenz!"

„Bigamie?" rief der Erzbischof, „Sie haben eine Todsünde auf das Gewissen dieses Mannes geschleudert?"

„Ew. Eminenz," antwortete der Abbé ruhig, „rechnen Sie diese Todsünde der Politik zu, die einen Mord an den unschuldigen Kindern und deren Mutter begangen haben würde, um diese Ehe zu vernichten. Mein Gewissen ist darüber ruhig, — ich mußte so handeln, wie ich gehandelt habe."

Wieder folgte eine Pause.

„Erzählen Sie weiter," sprach dann der Prälat.

„Mein Bruder, der Kapitain, dünkte sich glücklich, als er sein Kind wieder sah, dessen Anblick er so lange Jahre entbehrt aus Haß gegen die Mutter desselben. Ich verließ ihn am Tage, wo ich ihm Valentine mit ihren Kindern gebracht hatte. Indeß der Verrath schläft nicht — mein eigener Diener verrieth an Lord Paul Orlimont meine Schritte, ja er beraubte mich sogar des Dokuments, das der Kapitain unterschrieben und welches seiner Tochter und deren rechtmäßigen Kindern nach dem Familiengesetz das Majorat der Güter übertrug. Er ließ den Aufenthalt O'Byrns durch seine Kundschafter erspähen, das Geheimniß von Valentine's spanischer Ehe wurde ihm mitverrathen, eines Nachts das Haus

in Barèges überfallen, Kapitain O'Byrn so tödtlich verwundet, daß er am andern Morgen starb, Valentine ward mit Gewalt fortgeschleppt nach Spanien. Die Kinder aber entdeckte man nicht, sie wurden gerettet durch den Diener Kapitain O'Byrns. — Paul Orlimont ist jetzt Besitzer der Güter, weil Eduin und der ältere Bruder und seine Gemahlin, denen die Herrschaft nach dem von den Gerichten zu Barèges bestätigten Tode Kapitain O'Byrns rechtskräftig zugefallen wäre, längst nicht mehr am Leben waren. Ja, mein Herr, ich klage Lord Paul Orlimont und Lady Sarah Dryfesdale der Ermordung Beider an. Es hieß, Lady Rebecca, Eduins Gemahlin sei plötzlich am Schlagfluß gestorben in den Wehen der nahen Entbindung, ihr Gemahl wurde vor Gram wahnsinnig und endete sein Leben durch einen Sturz von einer Klippe in's Meer. Sie hinterließen kein Kind, Valentine, Bruder Julius Tochter war verschollen, die Herrschaft kam also an Paul, der sie mit Sarah theilte. Ja, Eminenz, mein Mund entblödet sich nicht, all' diesen Verbrechen, welche ich jetzt auf Paul und Sarah gewälzt habe, noch eins hinzuzufügen. Es ist die Blutschande, in der sie leben."

Der Erzbischof sprach: „Herr Abbé, Sie haben mir eine Schilderung von Verbrechen entworfen, die nur ein katholischer Priester, dessen Ohr an die furchtbarsten Geheimnisse des Beichtstuhls gewöhnt ist, als wahr betrachten kann. — Doch reden Sie weiter, was wurde aus den Kindern, was aus Valentine?"

Nach einer Pause antwortete Abbé Orlimont: „Eminenz, halten Sie mich nicht für leichtsinnig, daß ich solche Geheimnisse Ihrem Ohr vertraue, betrachten Sie es als ein Zeichen der ungeheucheltesten Ehrfurcht vor Ihrer hohen Würde, als einen innigen Dank für die gütige Warnung vor den Gefahren, welche mir drohen. Meine Aufrichtigkeit ist nur eine Pflicht gegen Ew. Eminenz Gnade, wie sie eine Pflicht für meine eigene Ehre ist. Ich mußte den Schleier eines so entsetzlichen Geheimnisses vor Ew. Eminenz Augen fallen lassen, um den Verdacht, den man möglicherweise bei Ew. Eminenz gegen mich erweckt haben könnte, zu entkräften. Nein, ich bin kein Verbrecher, jeden Augenblick kann ich vor den Richterstuhl Gottes hintreten, ohne zu fürchten, daß mein Thun verworfen werde. Doch ich will von Valentinen, von den Kindern erzählen."

„Valentine war, wie ich bereits erwähnte, durch Paul Orlimonts Intriguen und Bosheit aus dem Hause bei Barèges fortgeschleppt worden, man verwahrte sie in Spanien in einem Gefängnisse, aber man hatte die Kinder nicht in der Gewalt, man wußte nicht, daß Kapitain O'Byrn die Zwillinge seinem Diener anvertraut hatte, daß sie unter dessen Obhut schliefen als seine Kinder. Die Einsamkeit rings um dies Haus, die gänzliche Zurückgezogenheit von allem Umgange mit den Einwohnern von Barèges und den daselbst zur Badekur sich aufhaltenden Fremden begünstigte dies Geheimniß — man glaubte jedenfalls die Kinder an einem anderen Orte in Sicherheit gebracht und bemächtigte

sich in diesem Irrthume nur der Mutter und tödtete den Kapitain. Valentine verlebte eine lange Reihe von Jahren im Gefängnisse, man suchte sie zu zwingen den Aufenthalt der Kinder zu verrathen, sie schwieg und blieb standhaft. Ich hatte schon die Möglichkeit sie zu finden aufgegeben, ich glaubte sie todt, sie und die armen Kinder ein Opfer des Ueberfalls in jener Nacht — als ich unter fremdem Namen in Spanien reisend, zufällig eine Spur von Valentine entdeckte und durch ausdauernde Geduld in den Nachforschungen nach ihr, die Gewißheit erlangte, sie sei zu Valenciain einem Kloster eingesperrt. Dort begünstigten meinen Plan, sie in Freiheit zu setzen, die häufigen Aufstände und Parteiungen zwischen Volk und Regierung. Ich sparte kein Geld, um mir Freunde zu gewinnen, und so kam es, daß bei einem Aufstand das Kloster erstürmt wurde. Die Angst vor den rohen Mißhandlungen, vor Gewaltthaten, welche bei solchen Emeuten nie fehlen, bestimmte die Abbatissin, auf mein Fragen nach Valentine den Ort, wo man sie verwahrte, zu entdecken. So befreite ich die Aermste, die ich in einem feuchten Kerker in Lumpen gehüllt fand. Ich flüchtete mit ihr nach Italien, wo die gesunde Luft ihre sehr zerrüttete Gesundheit wiederherstellte. Von ihr erfuhr ich, wem die Kinder anvertraut worden waren, und deswegen, Eminenz, kam ich mit ihr nach Paris. Mit Mühe gelang es uns, die Spur des Braven zu finden. Ich ahnte nicht, daß der Verrath mir auch hierher nachgefolgt sei."

„Und die Kinder leben noch?" fragte der Erzbischof.

„Ich hoffe es," war die Antwort des Abbés, „ich habe den Mann noch nicht gesprochen. Ich erachte es als meine Pflicht, so wie ich eine Nachricht darüber habe, sie Ew. Eminenz mitzutheilen."

„Ich erwarte es," entgegnete der Prälat sich erhebend — „indeß beachten Sie meine Warnung, die Straße Grenelle zu verlassen, sich von Ihrer Nichte zu trennen. Es dürfte ein Nichtbeachten dieser Sicherheitsmaaßregel für Sie Beide von schlimmen Folgen sein." Der Sprechende gab durch eine leichte Verneigung das Zeichen zur Beendigung dieser Unterredung, der Abbé verließ ihn mit Freude im Herzen, einen so hochgestellten Freund und Gönner gefunden zu haben. Der Erzbischof machte einige Gänge durch das Cabinet in tiefem Sinnen, dann ergriff er eine prachtvoll gestickte Klingelschnur und läutete. Der Abbé Bernard trat ein.

„Bringen Sie mir die Papiere, welche mit blauem Bande umwickelt sind!"

Bernard verließ ihn und erschien in wenig Minuten wieder mit den verlangten Papieren. Er blieb ehrerbietig an der Thüre stehen, der Erzbischof entfaltete sie und las sie leise für sich. „Sie haben den Inhalt dieser Schriften kennen gelernt, Abbé — es ist ein wichtiges Geheimniß," redete er sich zu Bernard wendend — „man fürchtet für die Ruhe Spaniens, wenn es zu den Ohren des Volks kommt."

Bernard schwieg, nach einer Weile redete der Erstere

weiter: „Man fordert uns auf, uns der Person Orlimonts zu bemächtigen, man vergißt, daß der Clerus von Paris höchstens nur Verbrecher festhalten würde, welche das Volk durch absichtliche Irrlehre von der Kirche losreißen wollen. Ich habe Orlimont geprüft, ich kenne sein Geheimniß, ich mag keinen Theil an einem Verrath seiner Person tragen. Diese irländische Anklage gegen den Abbé senden Sie gleich wieder nach Dublin zurück, es ist dies eine reine Familiensache, die uns fern liegt — diese spanischen Anzeigen verwahren Sie, wir wollen uns nicht in diese Sache mischen, aber wir wollen sie auch nicht zurücksenden."

„Eminenz Befehl soll pünktlich geschehen," antwortete Bernard sich mit kriechender Höflichkeit verbeugend — „'s hätte mir leid sein sollen um den armen Abbé, er ist so würdevoll, gewiß ein Mann nach dem Herzen Gottes. Abbé Aloys würde sehr tief betrübt worden sein, er hat sich dem Herrn von Orlimont mit großer Zärtlichkeit angeschlossen."

„Dem Orlimont?" fragte der Prälat etwas befremdet.

„Ja allerdings," entgegnete Bernard — „ich sah sie Beide vor der Audienz am Quai spazieren gehen. Sie sind sehr zärtliche Freunde, welche sich stets etwas zu vertrauen haben. Orlimont besonders scheint seinem Freunde Aloys viel mitzutheilen, ich bemerkte, wie er sich einmal nach allen Seiten umsah und dann ihm etwas in's Ohr raunte."

„Diese Vertraulichkeit — was soll diese Vertraulichkeit?" redete der Erzbischof im Kabinet auf- und nieder-

wandelnd vor sich hin — „dieser Orlimont ist ein unternehmender Mann.“

Er sann lange vor sich hin, immer seinen Spaziergang fortsetzend. — „Bernard, begeben Sie sich zu dem spanischen Gesandten, sprechen Sie mit Don Nunez, ersuchen Sie ihn, sich zu mir zu bemühen.“

„Nach Ew. Eminenz Befehl.“

„Bernard, Sie haben ein scharfes Auge — ich empfehle Ihnen den Abbé Orlimont zu beobachten — wenn er mich getäuscht hätte! — Nein, vermeiden Sie Alles was Orlimont betrifft — schließen Sie sich an den Abbé Aloys an, es fällt weniger auf — er ist Orlimonts Freund, so werden Sie auch dessen Freund werden. Besucht Aloys den Orlimont zuweilen?“

„Ich kann das nicht sagen, Eminenz.“

„Suchen Sie es zu erforschen, Sie werden leicht Mittel finden, dies zu bewerkstelligen.“

Bernard verneigte sich tief. „Ich verspreche Ihnen eine herrliche Abtei, Bernard, wenn Sie auf Alles aufmerksam sind, was diese Sache betrifft. Stellt es sich heraus, daß Orlimont einen Zweck mit den Kindern in Hinsicht Spaniens hat, dann dürfte Ihnen leicht eine Bischofsmütze zum Lohne werden. Ich rechne auf Ihren Scharfblick. Hat der Mann keine Pläne auf Spanien, dann mag er ungestört bleiben.“

Eine Handbewegung verabschiedete den Abbé.

Indem wir dem Leser diese Scenen mittheilten, machten wir ihn zugleich wenigstens eines Theils mit einem Geheimniß bekannt, welches eine zerstreute Familie betraf, die, ehemals groß und mächtig, jetzt noch in ihren letzten Gliedern sich gegenseitig zu vertilgen trachtete. Die Handlung unsrer Geschichtserzählung bewegt sich nicht allein auf französischem Boden, sie erstreckt sich auch über Spanien, über Irland und Rußland, über alle diese Länder, wo die Todsünden ihr Heerlager aufgeschlagen haben und im Purpur oder in Bettlerlumpen, in Pallästen wie in Hütten umherwandeln, bald drohend, bald lockend, bald tyrannisch, bald träge und stumpfsinnig.

Ankunft in Paris.

Es ist Morgenanbruch.

Kleine Feuerwölkchen entzünden sich am östlichen Himmel, sie flammen immer höher hinauf, sie erfassen den ganzen Horizont, daß er eine Gluth wird, ein Brand — dunkle Schatten fliehen vor dem Lichtmeer, das sich ergießt, so weit nur das Auge reicht. Mitten in diesen Schatten rollt ein Reisewagen, sie umgeben ihn wie eine Wolke, sie geleiten ihn nach den Barrieren von Paris, über welchem noch ein grauer dicker Nebel schwebt, dem sie sich vermählen. Die Todsünden feiern ein Freudenfest an diesem Morgen, Verworfene ziehen ein in Paris. Der Reisewagen mit raschen Pferden bespannt rollt wie im Fluge in dem glühenden Morgenrothe hin, die Barriere St. Denis nimmt ihn auf in die Grenzen von Paris, unaufhaltsam geht es durch die Straße Lafayette, dann in die Hauteville, bis er endlich in den weiten Hof eines prachtvollen Hotels des Boulevard Bonne Nouvelle einfährt. Lakaien springen herbei und öffnen den Schlag. Eine große kräftige Män=

nergestalt mit einem weinrothen Gesicht und sehr starkem Bart, in einen Mantel von Bärenfell gehüllt, steigt aus, der schwere Mantel fällt ihm bei der Bewegung, da die Oeffnung des Wagenschlages zu enge ist, von den Schultern, indem er an einer Thürangel hängen bleibt, — der nächststehende Diener, nicht nahe genug um den fallenden Pelz zu erhalten, weil sich der Herr mit aller Wucht seines Körpers bequem auf seine Schultern stemmt und sich weit ab vom Tritt lehnt, wodurch er den Menschen zurückdrängt, empfängt dafür einen Faustschlag in's Gesicht, daß ihm augenblicklich breite Blutquellen aus beiden Nasenlöchern strömen und er betäubt zu Boden stürzt, mit dem Kopf auf die Steine.

„Hund, ungeschickter!" murmelt der Herr und ein Fußtritt begleitet den Ausruf der übeln Laune. Die andern Diener, die herbeigekommen sind, zittern wie Espenlaub, sie sind froh, daß sie der Schlag nicht traf. „Sarah!" wendet sich der Herr zurück nach dem Wagen und langt die Hand hinein, an der sich eine Dame aufrichtet von kolossaler Größe, daß sie ganz gekrümmt, wie eine Weidenruthe, im Innern der alterthümlichen Carosse steht. Sie steigt aus, sich auf den Arm des Herrn stützend, ihre grauen Katzenaugen fallen mit einem Blicke voll Blutgier auf die Dienerschaft, die lautlos und zitternd dasteht — das Schicksal des armen Patrik hat diese Leute erschreckt. Sie weicht dem Körper des noch ganz betäubt am Boden liegenden Dieners nicht aus, sie tritt auf ihn, es ist ihr eine Wonne

lebenden Wesen wehe zu thun. Furchtsam und schweigend geleiten die Diener die Herrschaft nach ihren Zimmern, wo sie der Haushofmeister empfängt, ein alter weißhäriger Mann, dem die Bosheit aus den Augen sieht, eine kleine wohlgenährte Figur in gesticktem altmodigem Rock, Sammtbeinkleidern und weißseidenen Strümpfen. Die Tracht dieses Männleins ist roth, er gleicht einem gesottenen Krebs. Mit einer außerordentlichen Demuth küßt er der Lady die Hand und krümmt sich wurmartig.

„Ist das Frühstück servirt, Onophri?"

„Ew. Herrlichkeit zu Befehl, ich war so eben dabei."

Die Nebel der übeln Laune scheinen zu weichen, der Lord betrachtet Onophri, der, um keinem Diener den Vorrang zu lassen, dem Herrn und der Dame die Thüre zu öffnen, einen Bocksprung nach der Letzteren macht. Sr. Herrlichkeit lacht.

Die Diener lachen auf Commando mit, obwohl ihnen der Schlag, der Patrik bluten machte, noch nicht aus dem Gedächtnisse entschwunden sein kann; aber in Gegenwart des Lords sind sie nur Automaten, die nicht fühlen dürfen und sich doch bewegen müssen. Lord Paul Orlimont und Lady Drysesdale sind in das Zimmer eingetreten, wo Onophri bereits das Frühstück servirt hat. Ein großes elegantes Gemach, in dessen Mitte ein mit kalten Speisen besetzter Tisch steht, zwei Sopha's mit doppelten Polstern um denselben. Hier wartet ein Theil der weiblichen Dienerschaft der Lady. Auch zwei große Wasserhunde, zottig wie

Bären mit furchtbarem Gebiß, springen heulend vor Freude auf den Lord zu, der sie mit der nämlichen Hand streichelt, mit der er Patrik vor Kurzem blutig geschlagen. Aber das war eine Laune Sr. Herrlichkeit, er verachtet die Menschen und liebt die Hunde. In dem Zimmer herrscht eine wohlthätige Wärme, Onophri hat dafür gesorgt, denn die Morgenluft ist kühl. Die Lady hat ihre weiche seidene Hülle abgelegt, ihre kolossale majestätische Figur stellt sich vortheilhaft heraus. Welch ein Riesenkörper für ein Weib! und alle Verhältnisse desselben edel, ein stolzer Bau voll Kraft und Ueppigkeit! Reiches schwarzes glänzendes Haar liegt in langen Locken, die jetzt durch die Bewegung im Wagen aufgerüttelt und gelös't sind, auf ihren Schultern. Ihre Bewegungen haben keine Anmuth, sie besitzen dafür den Ausdruck der Kraft, einer außerordentlichen Sicherheit des Thuns, es ist eine stumme Sprache, die da verkündet, daß sie nur zu herrschen gewohnt ist, nur zu genießen, nie einem Schmerz unterworfen zu sein, wie es andere Weiber sind. Ihr Antlitz ist der roheste Theil dieser schönen kolossalen Figur, als gehörte er einer andern Schöpfung an, wie es oft bei den klassischen Werken der Bildhauerkunst der Fall zu sein pflegt, die man im halbzerstörten Zustande aufgefunden und die fehlenden Glieder ergänzt; sie zeigen die höchste Vollkommenheit mit einer schwachen traurigen Nachahmung gepaart, — die ursprünglich edle Reinheit ist verhunzt, ein Bruchstück, an dem sich die Schönheit mit Schwäche vermischt, das Ideal eines gott-

ähnlichen Geistes mit dem Ausdruck des Materiellen erscheint. Die Lady hat scharf ausgeprägte Züge, die vielleicht weniger unangenehm sein würden, wenn die zügellose Leidenschaftlichkeit ihres Charakters diesen Zügen nicht einen eigenthümlichen Typus aufgedrückt hätte, den Typus der Unweiblichkeit, eines rohen, keiner sanften Regung fähigen Gemüths. Die tiefliegenden Augen, beschattet von starken Brauen, erschrecken bei der geringsten Aufregung Jeden, auf den sie sich richten — sie sind grau, katzenartig, als ob ein Raubthier, eine Hyäne den verderbenden bösen Blick aus der Nacht seiner Höhle heraussendete. Eine strotzende Gesundheit ist das Einzige, was diesem nicht grade häßlichen, aber furchterregenden Antlitz, einen versöhnenden Ausdruck beimischt. Die Lady ist eine Dame von oder über vierzig Jahre, die feineren Nüancen der vornehmen Welt sind ihr fremd geblieben und wenn sie dieselben auch kennt, so duldet der kräftige Geist, der starke, vor nichts zurückschreckende Eigenwille, den sie besitzt und welchen eine mehr männliche als weibliche Erziehung ihr gegeben, doch keine Aneignung von Schwäche, wenn diese auch als der Glanzpunkt der Eleganz betrachtet würde — sie verachtet jede Heuchelei, weil ihr diese als Feigheit erscheint, Lady Sarah ist ein gewaltiger Charakter, eine Trägerin wilder unbändiger Leidenschaften. Ein Mädchen knieet vor ihr, ein silbernes Lavoir ihr vorhaltend mit frisch geschöpftem Wasser, ein andres auf der andern Seite mit einem feinen Tuche zum Abtrocknen. Lady Sarah benetzt Hände

und Gesicht sie befindet sich in guter Laune, sie will scherzen, sie tauft das knieende Mädchen mit einigen Händen voll kalten Wassers, das sie ihr in den Busen schüttet. Das Zusammenzucken der Getauften macht ihr Vergnügen — das Mädchen sucht ein Lächeln zu erheucheln. Dem andern Mädchen sticht sie eine Stecknadel in die volle Schulter, sie ergötzt sich an dem schmerzlichen Zucken, welches in dem Antlitz der Gequälten sich zeigt — Lady Sarah lächelt, der Blutstropfen auf der Schulter der Aermsten, der wie eine Rubinperle auftaucht, macht ihr Freude.

Lord Paul befiehlt, Patrik soll kommen und beim Frühstück serviren, er braucht eine Ergötzung, die langweilige Reise hat ihn abgespannt.

Nur Patrik und Onophri bleiben bei dem Frühstück, der Lord lacht jedes Mal, wenn Patrik ihm servirt, die geschwollene und sich immer dunkler färbende Nase des Armen macht ihm viel Spaß, der Anblick erheitert ihn gewaltig, besonders wenn er bemerkt, daß Patrik die Hand nach diesem schmerzenden Gliede seines Gesichts erheben will, aber aus Furcht wieder sinken läßt. Paul und Sarah nehmen das Frühstück liegend ein. Es besteht aus einigen Schaalen starker Wasserchocolade mit in Butter gerösteten Weißbrotschnitten, weichgesottenen Eiern u. kalten Rindfleischscheiben stark gepfeffert und einigem Backwerk, dem ein Glas spanischer Wein folgt. Patrik empfängt Erlaubniß sich zu entfernen, Onophri bleibt, er ist die rechte Hand des Lords und der Lady.

„Nun Onophri, was hast Du auskundschaftet?" frägt der Erstere.

„Ew. Herrlichkeit zu Befehl. Abbé Orlimont ist wirklich seit vierzehn Tagen hier in Paris, wohnt in der Straße Grenelle und hat eine Dame bei sich, die sich sehr zurückgezogen hält — ich konnte keine Personalbeschreibung derselben erlangen, man sieht sie nur selten und dann nur verhüllt und verschleiert am Arm des Abbé's die Straße betreten."

„Dummkopf, es ist kein Zweifel, sie ist es!"

„Ich glaube es auch, Ew. Herrlichkeit."

„Warum ist noch nicht die Möglichkeit versucht worden, in das Haus einzudringen, weswegen diese Saumseligkeit, Onophri?"

„Ew. Herrlichkeit, wir befinden uns in Paris, nicht in Dublin. Es ist ein von vielen Parteien bewohntes Haus, der geringste Lärm über eine Gewaltthat würde Alles in Alarm bringen und unsere Anschläge vereiteln, man muß hier behutsam auftreten, nur durch List vermögen wir uns des Abbé's und seiner Begleiterin zu bemächtigen."

Lord Paul runzelte die Stirne. Eine kurze Pause folgte.

„Was sagt Don Gaspar de Labandéro dazu?"

„Don Gaspar de Labandéro lächelt, Ew. Herrlichkeit, wie er immer zu lächeln pflegt. Er drückte die Augen zu, schnalzte mit den Fingern, dann sagte er: Nicht Gewalt, nicht Gewalt, Santo Onophri — was nützt uns die Eile? Sie taugt nichts — unser Streben ist auf die Erlangung der Kinder berechnet, sie sind gefährhrlicher als die Donna

— am Gefährlichsten aber das Document, welches sie als die legitimen Nachkommen einsetzt und ihre Ansprüche geltend macht. Es ist Alles gethan, um Tod oder Leben dieser Kinder zu erforschen."

„Der Spanier hat Recht," stimmte die Lady bei, „die Kinder sind für ihn die Hauptsache; aber man muß handeln. Don Gaspar scheint mir langsam, er rechnet stets auf die Wirkung seiner schleichenden Cabalen, ich hasse diese, sie sind mir zu langweilig. Ich liebe es nicht, die Jagd aus der Ferne zu betrachten, ich will die Wunde, das Blut, das letzte Zucken des Thieres sehen. Ist Don Gaspar avertirt worden, daß wir heute eintreffen?"

„Es ist geschehen, Lady," antwortete der Haushofmeister, „er wird diesen Mittag aufwarten."

„Ich werde selbst auf Entdeckungen ausgehen," sagte der Lord, „warum sollte ich mir nicht das Vergnügen machen?"

Darauf erhob er sich, die Lady folgte seinem Beispiele. Onophri rief nun die Diener herbei, um die Herrlichkeiten im Schlafzimmer zu bedienen. Als dies Geschäft beendigt war, zog sich Alles zurück, eine tiefe Ruhe wurde beobachtet von der Dienerschaft. Onophri begab sich in eins der Seitenzimmer, welche auf die Straße Hauteville hinauslagen. Dort harrete seiner ein Mann, der gleichfalls zur Dienerschaft gehörte und in die Livrée eines Jägers gekleidet war.

„Nun, Fendriz," sagte Onophri, „jetzt laßt uns eine

Flasche Sekt ausstechen — es wird hier etwas für uns abwerfen und wir wollen im Voraus ein Glas darauf leeren."

Bei diesen sehr einladenden Worten holte er eine Flasche aus einer Kammer heraus, setzte einen Teller mit gepfefferten Rindfleischschnitten und einen mit geröstetem Weißbrot auf und sich dem Jäger gegenüber. Es konnte wohl nicht so leicht zwei vollkommen einander unähnlichere Menschen geben, als Fendriz und Onophri. Der Letztere, der Repräsentant des Wohllebens, ein freundlich tückisches Lächeln auf dem vollen glänzenden Gesicht, ein gerundetes Benehmen, sicher und rasch, im Bewußtsein seiner Wichtigkeit, die er im Hause Lord Orlimont-Bruces besaß. Der Andere, eine eckige, linkische Figur, hager, finster, mit einem fuchsrothen Kinnbart und scheuen Blicken, die nie fest auf einem Gegenstand hafteten.

„Fendriz," sagte der Haushofmeister, sein Glas hebend, „ich sage Dir, Du wirst mit Deinen Künsten hier in Anspruch genommen werden, umsonst hat Se. Herrlichkeit Dich nicht mit nach Paris geschleppt."

„Mag es sein!" erwiderte der Jäger finster, „ich bin ein Messer in des Herrn Hand, es schneidet, wenn er will."

„Du bist ein Magenmittel für den Lord — ein Mittelchen, mit dem er sich und Andere curirt."

„Ja, es ist so — das macht mir oft schwarze Träume."

„Narr, was geht es Dich an?" lachte Onophri, „ich hoffe nicht, daß Du Gewissensbisse hast?"

„Wenn ich trinke, nicht, aber ich muß trinken, die Nüchternheit schadet mir, ich werde schwach und kindisch dabei — ach, mein Gott!“

Onophri lachte laut auf.

„Spottest Du?“ fragte Fendriz, „Du bist besser d'ran als ich! Du hast ruhiges Blut, Du kannst Dir die Dinge anders vorstellen, Du kannst lachen darüber — aber meine Träume! Ich schwitze vor Angst und der Schweiß entkräftet mich.“

Dabei streckte er ihm seine beiden ungewöhnlich magern Hände vor die Augen hin.

„Armer Fendriz!“ sagte Onophri, „Du verzehrst Dich wie ein Schatten, Deine Kräuterkunde bringt Dir kein Fleisch auf die Knochen.“

Fendriz seufzte.

„Ich will Dich auf Deine Arbeit hier vorbereiten, damit sie Dich nicht überrascht,“ fuhr Onophri fort, ihm immer vollschenkend, so wie das Glas leer war, denn Fendriz trank hastig — er haßte die Nüchternheit, sie war für ihn eine Qual; „höchstens vier Todesessenzen, nicht mehr, eher weniger, wenn Alles gut geht.“

Bei Fendriz machte der Sekt Wirkung, seine scheuen Blicke rollten schneller umher, er antwortete gar nicht, sondern hielt die Lippen fest auf einander gekniffen und einzelne Nasenlaute wurden hörbar, jedes Mal ein Zeichen, daß in seinem etwas gestörten Geiste eine Veränderung begann. Onophri lächelte heimlich, er kannte diesen Zustand und die

allmählige Steigerung desselben und wußte ihn zu benutzen. Mit der freundlichsten Miene schenkte er ihm das kaum geleerte Glas wieder voll.

„Trink, Fendriz und stoß an mit mir — der Sekt und der Ablaß auf tausend Jahr sollen leben — stoß an!“

Fendriz stieß an und trank.

„Wir werden uns hier wohl befinden, Fendriz, Paris ist schön — die herrlichsten Mädchen und das regste Leben hier, wir wollen Ausflüge mit einander machen, um Alles zu sehen, es soll nicht heißen, daß wir umsonst in Paris gewesen sind. Noch ein Fläschchen Sekt, guter Fendriz, unser Frühstück soll nicht halb sein.“

Jetzt zeigte sich ein stumpfes Lächeln auf den hagern Wangen Fendriz', er begann mit den Fingernägeln auf den Tisch zu trommeln, die Nasenlaute verstärkten und vermehrten sich, sie wurden zusammenhängender, so daß sie eine musikalische Figur bildeten. Dabei wiegte er seinen Oberkörper auf dem Stuhle hin und her, die Reizbarkeit seines geschwächten Nervensystems zeigte sich erhöhter. Onophri kam aus der Kammer zurück, er blieb auf der Schwelle einen Augenblick stehen und betrachtete ihn, Onophri verstand sich auf die Stimmungen seiner Freunde.

„Nun, guter Fendriz,“ sagte er, wieder einschenkend, „laß Dich nicht nöthigen. So alte und erprobte Diener eines vornehmen Hauses als wir, müssen mit einander vergnügt sein, wenn sie Zeit haben — der Lord und die Lady, seine Gemahlin, seine Schwester, wollte ich sagen, schlafen

von der Reise aus — Niemand stört uns. Sag, Fendriz, findest Du etwas Uebles darin, daß die Herrlichkeiten nach ihren Neigungen leben? Glaubst Du wirklich an das alberne Zeug, was unser blaubärtiger Pfarrer von Jverting fabelt, der alte Ortlington?"

Bei Nennung dieses Namens schien gleichsam ein Blitzstrahl durch Fendriz Körper zu fahren; Onophri ließ ihn nicht aus den Augen.

„Der Pfarrer von Jverting ist ein heiliger Mann," antwortete Fendriz mit einer schon schweren Zunge, „ein sehr heiliger Mann."

„Das mag sein, er kann aber Todte nicht lebendig machen," entgegnete Onophri lauernd.

Fendriz stieß einen halberstickten Schrei aus und glitt vom Stuhle auf die Kniee nieder. Augenblicklich trat ihm Angstschweiß in starken Perlen auf die von wenig Haaren beschattete Stirn.

„Dir ist unwohl, guter Fendriz," sagte Onophri, „das sind Deine schwachen Nerven, Du mußt sie durch ein Glas Sekt betäuben, das hilft Dir, ich weiß es."

Fendriz nahm ohne Widerrede das Glas und leerte es; die Wirkung war fast sogleich sichtbar. Er begann zu weinen und in diesem Zustande der Zerknirschung hob er ein lateinisches Gebet an, während dem er sich unzählige Mal bekreuzte.

Onophri ließ ihm Zeit, dann fragte er:

„Für wen betest Du, Fendriz?"

„Für sie —“ stöhnte Fendriz, „für sie — ach, meine arme Seele! — Kyrie eleyson! Wenn die Todten sich regen, Onophri, wenn sie gebären — o, das ist mein Fluch!“

„Armer Fendriz!“ sagte Onophri lauernd, „was todt ist, regt sich nicht mehr — Du träumst nur.“

Fendriz schien von diesem absichtlichen Widerspruch gereizt zu werden.

„Sie regen sich nicht?“ rief er, sich aufrichtend und zugleich krampfhaft Onophri's Arm fassend, „gewiß, sie regen sich — ich hab's gesehen mit diesen meinen Augen — ja ich hab's gesehen — o, Himmel und Erde stürzten über mir zusammen. Die zwei Lampen brannten bei der Leiche — sie lag still da — ganz still — da —“

Fendriz warf scheu die Blicke umher, er zitterte an allen Gliedern, es schien, als vergegenwärtige sich vor seinem in dem aufgeregtesten Zustande befindlichen Geiste ein furchtbares gespenstisches Bild, er kniff seine Finger so fest in Onophri's Arm ein, daß dieser aufschrie. Fendriz fuhr zurück, er taumelte an die Wand, ein fast erstickter Laut drang aus seinem Munde, — die Arme von sich wie im Starrkrampf abgestreckt, sank er allmählig zusammen und blieb am Boden liegen. Onophri's Gesicht drückte einen großen Verdruß aus, er verwünschte sich, daß er durch seinen Aufschrei die Phantasie dieses schon halb geisteszerrütteten Menschen gestört hatte, das Geheimniß, welches dieser bewahrte und welches Onophri ihm zu entreißen trachtete, versank jetzt mit der Lethargie, der er gewöhnlich nach einem

Schreck verfiel, gleich dem Schatz in der Sage, wenn bei der Hebung ein Wort gesprochen wird oder eine zufällige Störung die Geisterbeschwörung unterbricht. Onophri, so schlau und so gewandt er auch war und so wohlbekannt er auch in der Kunst sein mochte, Geheimnisse zu ergründen, sah sich doch hier von seinen scharfen Sinnen verlassen — er ahnte das Geheimniß nicht einmal, welches so furchtbar auf Fendriz einwirkte, daß die bloße Erinnerung ihn außer sich brachte, obwohl er jener Zeit sich genau entsinnen konnte, seit welcher mit Fendriz eine solche sichtbare Veränderung in geistiger uud körperlicher Beziehung vorgegangen war. In ihr mußte das Geheimniß verhüllt sein, obwohl sich Onophri, da bisher seine Versuche, es auf irgend eine Weise ihm zu entlocken, gänzlich gescheitert waren, sich zuweilen überreden wollte, es sei nur eine Fiktion bei Fendriz, eine Idee, vielleicht von einem Traume herrührend oder sonst einem unglücklichen Zufall, dem nichts Reelles zum Grunde läge, die sich durch die Zeit ausgebildet habe zur festen Ueberzeugung, etwas Außerordentliches erlebt zu haben. Und doch widerstritten dieser Annahme die Beweise von Vernünftigkeit, welche Fendriz jederzeit in seinen Diensten bei dem Lord an den Tag legte, obschon es sichtlich war, daß sein Geist ganz die Zeichen einer immer mehr und mehr überhandnehmenden Hypochonderie trug. Fendriz war ein kraftvoller Mann gewesen, das treueste Urbild des irländischen Menschenschlags, er gehörte der Geburt nach unter die Unterthanen der reichen Herrschaft Orlimont-Bruce.

Lord Pauls Vater, welcher für die Vermehrung der Mönche eifrig sorgte, glaubte in dem Knaben Anlage zu einem Kirchenlichte zu entdecken, der aufgeweckte Geist ließ ihn diese Vermuthung festhalten und so wanderte Lulei Fendriz als Bursche von vierzehn Jahren schon in ein Kloster. Lulei lernte lateinische Gebete hersagen und den Kirchendienst.

Einem regen und nach Lebensgenuß strebenden Sinn konnte diese geisttödtende Lebensweise nicht sonderlich behagen und obwohl das geistliche Handwerk der Mönche eine gute Versorgung für alte Tage sichert, so hatte Lulei Fendriz doch keinen Sinn dafür. Er nahm das Schlimme, was er durch den Umgang mit andern Burschen seines Gleichen, die für den Mönchsstand erzogen wurden, erlernte, sehr zu Herzen und dies war die erste Grundlage seines geistigen Verderbens; nebenbei hatte er die Zuneigung eines alten Mönchs gewonnen, der der Klosterapotheke vorstand, und so fand er sich in müssigen Stunden als Beistand des geistlichen Pharmaceuten im Laboratorium ein. Dadurch erlernte Fendriz die Kräuterkunde.

Da der Mönch sah, daß diese Wissenschaft ihn ansprach, so gab er sich Mühe, ihn, so viel in seinen Kräften stand, zu unterrichten — er zeigte ihm die heilenden und verderblichen Kräfte der Kräuter durch Experimente an Thieren. Lulei lernte den Tod auf diese Weise als eine ganz einfach herbeizuführende Hemmung aller Lebensthätigkeit, als eine unsichtbare Auflösung kennen, ja es machte ihm

Freude, wenn er die verschiedenen Wirkungen der Arkana in dem Sterberöcheln gequälter Thiere betrachten konnte, er fühlte nach und nach eine Lust am Morde und trachtete diesen Hang zu befriedigen. Seine Seele war nicht blutdürstig, aber mordgierig, die unheimliche Freude, todte, leblose Körper zu sehen oder sterbende Wesen im Kampfe zwischen Tod und Leben, die schrecklichen Zuckungen der Glieder, die verglas'ten und gebrochenen Blicke machten ihn heiter. Diese seltsame Neigung oder diese Verirrung des Gemüthes ging endlich so weit, daß er sich bei jeder Leiche einfand, welche in den zu den Klostergütern gehörenden Dörfern die letzten vierundzwanzig Stunden vor dem Begräbniß ausgestellt wurde. Dieser junge achtzehnjährige Bursche stand dann mit über der Brust überschlagenen Armen den Leichen gegenüber und schaute die leb- und bewegungslosen Züge derselben an, man sah in seinem blühenden und sogar nicht unangenehmen Gesichte eine heimliche oder auch eine unheimliche Freude. Es war eine furchtbare Parodie, die hier Leben und Tod erlitt.

Fendriz erhielt, als man seinen Hang für Leichenbetrachtung erspäht hatte, den Spottnamen Leichenvogel.

Der Erfinder desselben starb einige Wochen später unter heftigen Krämpfen, Lulei ließ es sich nicht nehmen, er wachte bei dem Todten — Niemand ahnte, daß derselbe sein Opfer gewesen war.

Der Gedanke, wie leicht es sei, aus lebendigen, bewegten Zügen starre, kalte zu machen, das warme rollende

Blut in den Adern zum Stillstand zu bringen, machte ihm Freude, in dieser Nacht bildete sich sein böser seltsamer Hang vollkommen aus und er verschaffte sich noch mehre Male dies abnorme und teuflische Vergnügen.

Viele fühlen Schauer bei Anblick von Todten, Lulei empfand Schauer bei Anblick von Blut, es griff seine Nerven so sehr an, daß er Convulsionen unterlag; einen Aderlaß zu sehen, machte ihn ohnmächtig. Obwohl er nebenbei vergnügungssüchtig war und gern das Leben genoß, so fühlte er sich doch nach und nach im Kloster heimisch, man verwendete ihn in der Apotheke und beschwerte ihn weniger als Andere mit geistlichen Exercitien, da man sah, daß er zum Mönchsstande selbst keine Neigung hegte.

So verlebte Lulei fast zwölf Jahre im Kloster, als Paul Orlimont durch Zufall dahin kam. Er lernte Fendriz's Talente kennen und fand, daß dieselben sehr nützlich werden könnten. Nichts war lächerlicher, als dem blutscheuen Lulei das Amt eines Jägers zu geben, indeß Paul Orlimont hatte dazu gute Gründe, es fiel, daß Fendriz nur die Livrée trug, aber nie als activer Jäger Dienste that, um so weniger auf, weil er stets um Pauls Person, und dessen Diener im weitesten Sinne des Wortes war — man hielt diese Parodie für eine seltsame Grille Pauls. Zudem besaß Lulei Fendriz eine stattliche Persönlichkeit, die die reiche Livrée vorzüglich in die Augen hob.

Damals trug man sich auf den Majoratsgütern mit allerlei Gerüchten von der Wichtigkeit der Person Lulei's

Man flüsterte sich in die Ohren, daß Lulei bei dem Tode Lord Dryfesdales, des Gemahls der Lady Sarah, nicht ganz unthätig gewesen sei. Lord Dryfesdale besaß ein großes Vermögen und bedeutendes Grundeigenthum, ein Sonderling in allen Dingen, hatte ihm Lady Sarahs kolossale Gestalt und ihr von aller Weiblichkeit entferntes Wesen wohlgefallen, weswegen er ihr seine Hand bot. Dieselbe wurde angenommen, nachdem er in seiner sonderbaren Liebhaberei Sarah, wenn er früher sterben würde, durch gerichtliches Document zu seiner Universalerbin gemacht hatte.

Lord Dryfesdale hatte hiermit sein Todesurtheil unterzeichnet. Er lebte kaum zwei Jahre und die Lady war die Herrin seines Reichthums. Eben ihr hoher Rang und ihr Reichthum schützte sie vor der richtenden Stimme des Volkes, ihre Ausschweifungen und Orgien, die sie noch bei Lebzeiten ihres Mannes gefeiert hatte, konnten nicht ganz unbekannt bleiben, man flüsterte sich sogar in die Ohren, Paul, ihr Brüder, und selbst Lulei Fendriz nähmen Theil daran. Wer konnte entscheiden, was an diesen Sagen wahr war?

Daß Lulei sich der Gunst der Lady ganz besonders vor allen Dienern erfreute, war nicht zu leugnen, desgleichen bewies ihm Lord Paul mehr Auszeichnung. Zu jener Zeit befand sich Kapitain O'Byrn schon unter den Todten.

Lord Eduin, der zweite Bruder, hatte in dieser Zeit eine junge Dame aus einem edlen aber verarmten Hause geheirathet, er war ein sanfter Character und fühlte sich im

Besitz seiner Gemahlin Rebekka ganz glücklich. Sein Glück erhöhte sich, als er nach einer dreijährigen Ehe die Gewißheit erhielt, daß Lady Rebekka Mutter sei.

Lord Paul sah diese Hoffnung mit sehr ungünstigen Augen an, denn sie entfernte ihn von der Aussicht, Herr der großen Majoratsgüter zu werden, nicht nur um ein Bedeutendes, sondern sie vernichtete sie sogar. Wenn es ihm auch gelungen war, Kapitain O'Byrn und dessen Tochter Valentine zu vernichten und so einen großen Stein, der seinen verbrecherischen Plänen hinderlich gewesen, aus dem Wege zu räumen, so stand ihm nun Eduin und seine mögliche Nachkommenschaft desto mehr im Wege.

Lulei stieg sichtlich in Lord Pauls Gunst und man sah sie oft im vertraulichen Gespräch in jenen Tagen. Lady Rebekka starb kurz vor ihrer Entbindung an Krämpfen, Eduin, ihr Gemahl, wurde über ihren Tod wahnsinnig und endete in diesem Zustande sein Leben. —

Seit dieser Zeit begann die seltsame Geisteskrankheit Lulei Fendriz, anfänglich nur periodisch, nach und nach aber anhaltender, die Veränderung, die sie auf sein Aeußeres machte, wurde mit der Zeit sichtbar, die kräftige Gestalt dieses Mannes verfiel in eine Abzehrung, die ihn jedoch nicht tödtete, obwohl er vollkommen zu einem Gerippe geworden war.

Onophri ahnte ein Geheimniß und wurde oft wieder zweifelhaft in dem Glauben, Fendriz habe nur eine närische Idee bei sich fixirt, wie wir bereits erwähnten.

Sein Scharfsinn konnte in den Worten Fendrix nichts entdecken, obwohl dieselben auf ein furchtbares Erlebniß hindeuteten. Nur wenn Fendrix durch geistige Getränke aufgeregt war, schien sich seiner Phantasie das Schreckensbild ganz zu vergegenwärtigen. In andern Zeiten beobachtete der Elende ein tiefes Schweigen, die Folge einer großen Niedergeschlagenheit. Trotzdem behielt ihn Lord Paul bei sich, es schien ihm Spaß zu machen, diesen unglücklichen Tiefsinnigen als ein himmelschreiendes Pasquill in der prächtigen, von Goldtressen strotzenden Livree um sich zu sehen — er behielt ihn, weil er ihn gebrauchen konnte seiner Talente wegen.

Onophri beachtete den am Boden liegenden Fendrix nicht weiter, er ließ ihn ohne Hilfe liegen, bis der Starrkrampf von demselben wich und er sich von selber aufrichtete — der Rausch schien verflogen zu sein, das fahle Antlitz zuckte wie von Schmerz, er verließ langsam und erschöpft das Zimmer des Haushofmeisters, der, ohne ihn weiter eines Blickes zu würdigen, ruhig sein Glas Sekt leerte.

Vereitelte Hoffnung und Bekanntschaften.

In der Wohnung Michel Perigords hatte die Hoffnung, welche der alte Arbeiter und sein krankes Weib, Virginie und Innocent durch den Brief Valentinens gefaßt hatten, bald wieder der Trostlosigkeit Platz gemacht, welche im Ganzen noch weit drückender für sie war, als ihr früheres Bewußtsein der bittern Armuth. Diese Hoffnung war blos ein Lichtblick in dem Leben dieser Armen gewesen, der schnell wieder verschwand.

An dem bestimmten Abend hatte sich Michel Perigord pünktlich an der linken Ecke der Straße Grenelle eingefunden, indeß die Uhr schlug zehn, schlug sogar eilf und kein Mädchen war, wie es in dem Briefe hieß, an ihm vorübergegangen und hatte die Marseillaise gesungen.

„Sacre Dieu!" brummte Michel — „was soll das sein?" Hat man mich zum Narren? Es ist kalt, der Nachtwind ist ein geschworener Feind aller Blousen, ich friere unmenschlich. Sollte man sich eine Mystifikation mit mir erlaubt haben — das wäre niederträchtig und ich müßte — — Mi-

chel fand seine Gedanken albern und unterbrach sie; aber er war sehr ärgerlich.

Mit welcher Freude war er hierher gegangen! Von diesem Gange hoffte er nicht nur für sich, sondern besonders für seine armen Kinder, wie er Innocent und Virginien zu nennen pflegte, eine Aenderung des traurigen Geschickes der Armuth, und getäuschte Hoffnung erregt stets Aerger und Verdruß. Michel empfand den Letzteren um so mehr, als er die grimmige Nachtkälte fühlte und kein Mittel gegen diesen Feind wußte, als einen sehr starken Schritt beim Nachhausegehen anzunehmen, um sein Blut in Bewegung und die Kälte aus seinen Gliedern zu bringen.

Mehr als jeder Andere ist der Arme der peinlichen Einwirkung der Kälte ausgesetzt, auch wenn dieselbe nur im geringen Grade herrscht. Der Magen, der Mittelpunkt der körperlichen Existenz, dieses unsichtbare Triebrad des Lebens führt dem Blute, das in den Adern des Armen fließt, keine solche nachhaltende, glutreichen Säfte zu, weil ihm das Material dazu mangelt — die Kost des Armen ist dürftig und darum fügt er sich auch leichter in eine Nothwendigkeit, in eine drückende Lage, weil ihm der gehörige Nachdruck zum Widerstande fehlt. Dieser Nachdruck ist aber bei dem Wohlhabenden vorhanden, sein Magen ist gut gepflegt, die Thätigkeit desselben erhöht, aus dieser materiellen Empfindung des Wohlseins geht das Selbstbewußtsein, die geistige Kraft hervor.

Wer da gesagt hat, daß es an Regentagen oder wenn

man statt Kanonen, Spritzen anwendete, keine Revolution, keine Emeute geben würde, hat die armen Classen des Volkes gut gekannt, jene Classen, die allein bei solchen Gelegenheiten Blut und Leben auf's Spiel setzen, er hat die Einwirkung der Kälte auf einen sehr empfindlichen Körper richtig beurtheilt nach dem Beispiele der Heilanstalten in den Irrenhäusern, wo Douchebäder auf die von wirren Ideen befangenen Köpfe oft unglaubliche Wirkungen hervorbringen. Und ist denn eine Revolution der armen Classen etwas Anderes, als ein krankhafter Ueberreiz aller Nerven, eine tödtliche Steigerung des bisher durch Mangel und Elend niedergedrückten Bewußtseins der Menschenwürde, ein Sprung von der Demuth zur Wuth? — Und alles Excentrische streift an die Grenzen des Wahnsinns.

Michel Perigord verließ also mißmuthig und durchkältet die Straßenecke von Grenelle, er war vernünftig genug, sich über sich selber zu ärgern, daß er nicht an die Möglichkeit einer Mystifikation gedacht habe, obwohl er keinen Grund auffinden konnte, warum man ihn vergeblich habe warten lassen. Die Nacht war ziemlich finster, die Straßenlaternen warfen höchst spärlichen Schein herab und so wanderte er so rasch als möglich die Avenue de Labourdonnaie entlang, durchschritt den Platz Vauban und lenkte durch die Avenue de Villars in den Invaliden-Boulevard ein.

„Teufel nochmal!" murrte er vor sich hin — „solch einen weiten endlosen Weg zu machen für nichts und wider

nichts — es wird fast Eins werden, ehe ich nach Hause komme — den armen Kindern werden die Augen zufallen — ah, warum ist man so hundsarm! — Es ist abscheulich!" —

In der verdrießlichsten Stimmung von der Welt marschirte der ehrliche Arbeiter den Invaliden=Boulevard entlang, dann in den Boulevard du Mont Parnasse einbiegend, pfiff er einen alten Gardemarsch und schlug Geschwindschritt ein. —

Als die Lunge diese Aufheiterung nicht aushalten wollte, trat wieder ein Anfall von Unmuth bei ihm ein, der immer mehr zunahm. Er sah in den Tabagieen dieses Boulevards die Fenster erleuchtet, hörte Gesang und Gelächter drin und empfand seine üble Lage mehr als je. Er konnte sich nicht mehr der Zeit erinnern, wo er in eine Tabagie gekommen war; seine Armuth, durch Mutter Margueritens Krankheit verzehnfacht, gönnte ihm kaum das Nothwendige, wie viel weniger erst einen solchen Wunsch zu erfüllen. „Ja," sagte er zu sich — „Virginie, mein Schäfchen, hat nicht so ganz Unrecht, warum sind wir so arm? Es ist keine Gerechtigkeit in der Welt, ehrliche Leute nagen am Knochen und zehren am Hungertuche, und schlechte Kerls befinden sich wohl — sacre Dieu, man möchte aus der Haut fahren, wenn man nicht aus Rücksichten drin bleiben müßte. Da habe ich den armen Kindern die Geschichte erzählt von ihrer Mutter Madame Valentine und nun — komme ich nach Hause und 's ist nichts, gar nichts. Abscheuliche Täuschung! — —

Der weite Weg begünstigte derlei Betrachtungen und die einmal aufgeweckte Phantasie des armen Michels sprang von einem Gegenstand zum andern, er besaß eine Unzahl großartiger Erinnerungen aus seinem Soldatenleben, und diese einmal angeregt, beschäftigten seinen Geist hinlänglich. Aber bei allen diesen für einen ehemaligen Krieger, der sich zuweilen mit Enthusiasmus in seine früheren Jahre des Ruhms zurückversetzte, heiteren Erinnerungen, empfand Michel doch eine gewaltige Ermüdung seiner Beine. „Es kann nicht anders kommen," sagte er zu sich, „nachdem man den ganzen Tag in der Fabrik gearbeitet, daß man Abends halbtodt ist und nun noch einen Marsch um halb neun Uhr nach der Straße Grenelle angetreten, eine Stunde lang auf Piket gestanden, daß die Blouse zu frieren anfing und nun die Retirade nach der Reine Blanche — ach, man geht drauf!"

Michel fand es für nothwendig, auszuruhen, den größten Theil des Weges hatte er zurückgelegt und so konnte er sich einige Minuten Rast schon gönnen, zumal er über die Hälfte des Boulevard du Mont Parnasse hinaus war. Michel setzte sich auf eine hölzerne Bank, die er im düstern Schein einer Laterne vor einem Hause stehen sah und welche man jedenfalls hineinzuräumen vergessen hatte. Es dauerte nicht lange, als er im Hause Tritte hörte und dasselbe dann geöffnet wurde. Michel stand auf, er urtheilte sehr richtig, daß man ihn leicht für einen Industrieritter halten könnte, der einige Absichten auf einen heimlichen Besuch im Hause hege.

„Michel?“ fragte die Stimme des Heraustretenden.

„Wer? ich?“ entgegnete der alte Arbeiter verwundert.

„Wer sonst?“ redete der Andere, „Ihr seid sehr pünktlich, das muß man loben, es wird Euer Schade nicht sein. Habt Ihr mir was auszurichten?“

„Wüßte nicht,“ antwortete Michel Perigord, der gar nicht begreifen konnte, wer ihn hier mitten in der Nacht so als alter Bekannter behandeln könne.

„Ihr habt gewiß wieder einen Zug zu viel gethan hier nebenan bei Madame Dubouchies und der Kopf ist Euch schwer,“ redete der Andere.

„Alle Teufel,“ fuhr Perigord heraus.

„Nur ruhig, Michel,“ sagte der Andere, „wir haben hier keine Zeit, uns in große und lange Erörterungen einzulassen. Wär't Ihr nicht neben Euerm Hang zum Branntwein ein ehrlicher und vorzüglich verschwiegener Kerl, ich würde Euch keine Zeile anvertrauen. Also, paßt auf, Michel, was ich Euch sage. Hier, dieser Brief an seine Adresse, der Graf ist erst vor einigen Minuten mit dem Expediren fertig geworden, die Genferpost kommt ja immer erst Abends acht Uhr, ehe nun die Briefe hierher kommen, durchgelesen und expedirt werden — er hat, weiß Gott, genug zu thun. Morgen früh geht Ihr, ehe Ihr den Brief abgebt, in das russische Gesandtschaftshotel und zeigt dem kleinen Schnurrbart den Brief hier vor — verstanden? Das Uebrige geht Euch nichts an. Wenn Ihr den Brief zurückerhalten habt, gebt Ihr ihn erst an seine richtige Adresse ab.“

„Das ist doch sehr sonderbar,“ brummte Perigord.

„Gar nichts ist sonderbar,“ sagte der Andere ganz leise, „sonderbar wäre es, ja mehr als dumm, wenn wir das schöne Geld, was man uns für das Lesen der Briefe dort zahlt, einfältiger Scrupel wegen nicht einstecken wollten. Was gehen uns diese Fremden an? Unser Geheimniß ist gut eingefädelt und bringt uns Geld. Freilich reinen Mund — würde man mich in's Gesandtschaftshotel gehen sehen, dann wäre unser Spiel aus. Jetzt gute Nacht, macht, daß Ihr fort kommt!“

Mit diesen Worten schlüpfte der Mann in das Haus hinein, die Thüre leise hinter sich zumachend. — Perigord stand wie verdonnert, er wußte in der That nicht, ob er bei vollkommenen Sinnen sei, indeß der Brief in seiner Hand, der in einen Umschlag von Druckpapier gewickelt war, daß er keinen Schmutzfleck erhalten sollte, überzeugte ihn bald, daß er sich im Zustande des vollkommensten Bewußtseins befand.

„Sacre dieu — in welch' eine verfluchte Geschichte bin ich da hineingerathen?“ rief der alte Arbeiter vor sich hin, „man hält mich für Jemand, der ich nicht bin und giebt mir einen Auftrag, den ich nicht verstehe — oder ja, ich verstehe ihn, das heißt, er riecht etwas nach einer Niederträchtigkeit — mir eine Niederträchtigkeit zumuthen? Aber schon gut, es mag sein, wie es sei — ich habe keinen Theil daran, ich gehöre zum Stamme der Unschuldigen! Der Brief soll eine Adresse haben, das ist sehr gut, wir werden sehen, an wen er ist? Aber das Haus — Teufel, die Laterne liegt in

den letzten Zügen, man kann keine Nummer erkennen — das ist Schade, sehr Schade — doch die Bank ist ein Zeichen, wenn man sie nämlich stehen läßt.“ Perigord sah an dem Hause hinauf, indeß es war zu dunkel, um irgend ein wesentliches Unterscheidungszeichen vor den übrigen Häusern daran heraus zu finden — der Mont Parnasse drohte in egyptische Finsterniß zu sinken, und hier hörten auch die erleuchteten Tabagieen auf. Perigord marschirte also weiter, den auf so sonderbare Weise durch ein Mißverständniß erhaltenen Brief fest in den Fingern haltend. Seine Ideen waren durch diesen Vorfall abermals in Schwung gebracht, er vergaß seine Ermüdung und dachte nur an die Seltsamkeit des Schicksals. Nie in seinem Leben hatte er Briefe empfangen, jetzt auf einmal rasch hinter einander zwei. Der Eine kostete ihn einen Sou, versprach ihm viel Freude und hielt ihm nichts von dem schönen Versprechen, der Andere kam ihm mitten in der Nacht zu, was außer aller Ordnung lag — das Beste war, daß dieser nichts kostete und Micheln nicht an der empfindlichsten Seite angriff, ob er gleich durch den Gedanken, es sei nicht Alles ganz richtig damit, sehr indignirt sich fühlte. — Indeß in diese Gedanken vertieft, bemerkte er gar nicht, daß er bereits die lange Straße der Faubourg Saint-Jacques, welche von der Barriere d'Arcuell über den Boulevard Saint-Jacques fast in grader Richtung durch diese Hälfte von Paris nach der Cité führt, quer durchschnitten hatte und sich schon in der Straße Bourguignons befand. Nach einem Marsche von einer starken Vier-

telstunde erreichte er endlich die Reine Blanche und seine Wohnung. Als er in den Hof trat, sah er den fahlen Schein des Lämpchens in seinem Dachstübchen. „Ach, mein Gott, die armen Kinder wachen voll Hoffnung, daß ich gute Nachricht bringen werde — und 's ist nichts, gar nichts!“ murrte er vor sich hin und stieg die grabesdunkle Treppe hinauf. Seine Schritte auf derselben brachten bald Leben in die Bewohner dieser armseligen Wohnung. Virginie hatte sich am Bettrand der kranken Marguerite hingekauert, ihre Arme auf die grobe wollene Decke ausgestreckt, boten ihr einen Ruheplatz für ihr liebliches Gesicht — so war sie eingeschlafen, auch Marguerite befand sich in einem halbträumenden Zustande, nur Innocent saß noch am Tisch und hatte einen alten Pariser Kalender vor sich, in dem er eifrig las, um gegen den Schlaf zu kämpfen und gegen die Müdigkeit, die er nach seinem Tagewerk in den Gliedern fühlte.

„Auf, Virginie! Mutter Marguerite, munter, munter! Papa Michel kommt nach Hause!“ rief der junge Bursche, den Lampendocht in die Höhe schiebend.

Dieser Aufruf brachte bald Leben in das kleine Stübchen, in welches jetzt der alte Arbeiter todtmüde eintrat und fast auf den Schemel hinsank, den ihm Innocent gleich hinstellte. Die beiden Geschwister standen voller Erwartung vor ihm, Marguerite hatte sich auf ihrem Lager aufgerichtet — es folgte eine lange Pause.

„Meine Kinder!“ sagte endlich Perigord, „Ihr seht mich an — Ihr wollt gern wissen — mir blutet das Herz — ich

muß Euch sagen, daß ich — einen Fleischergang gemacht habe!"

„Nichts?" fragte Innocent, „war der Brief nicht richtig?"

„Der Brief wohl — wenigstens könnte höchstens eine Mystification — aber das ist auch gar nicht einmal denkbar, wer sollte uns mystificiren und wer könnte auch um dies Geheimniß wissen?! — Nein, es muß eine andere Ursache haben, wer kann das wissen? Ich habe bis nach 11 Uhr an der Ecke von Grenelle Posten gestanden, aber kein Mädchen gesehen, keinen Ton von der Marseillaise gehört."

„Parbleu!" rief Innocent mit komischem Aerger, „wir sind gestürzt, unsere Hoffnung ist hin — was machen wir nun?"

„Nichts, mein Junge," antwortete Michel, „wir überhaupt haben wenig oder keinen Anspruch auf irgend einen Willen, wir theilen das Schicksal der Stiefel, man frägt sie auch nicht, ob sie gewichst sein wollen oder nicht."

„Nichts?" fragte Virginie traurig, „ach, und ich hatte mich schon so sehr gefreut!"

„Ich auch, mein Schäfchen, ich auch," redete der Alte, „indeß, wir müssen uns in das Unvermeidliche fügen, wer kann es ändern?"

Es war nicht zu verkennen, daß über Alle ein düstrer Mißmuth sich verbreitete, ja, Virginie war so sehr von der Täuschung ihrer schönen Träume ergriffen, daß sie einige Thränen des bittersten Verdrusses weinte.

„Es wird das Beste sein, Papa Michel," sprach Innocent, „wenn wir gar nicht mehr daran denken, uns ist einmal kein Glück beschieden — wir bleiben Ihre Kinder und leben so gut, als wir können; aber wir wollen keine Briefe mehr annehmen, sie bringen nur Sorgen und Täuschung. Wir sind einmal nicht zur Correspondenz geboren, wie unsere Sous nicht für Portogebühren."

„Das soll fest stehen, mein Junge, wir nehmen unter keinen Umständen mehr Briefe an, die zu bezahlen sind," stimmte Michel bei, „mit solchen, die wir nicht zu bezahlen brauchen, ist's was anders."

Bei diesen Worten nahm Perigord aus seiner Blousentasche den in Makulatur gehüllten Brief heraus, den er auf dem Boulevard Mont Parnasse so unerwartet erhalten hatte. Virginie klatschte vor Freude in die Hände.

„Ah, Sie haben von unserer Mutter einen Brief empfangen, Sie haben uns nur geängstigt, Papa!" rief das Mädchen.

„Mein Schäfchen, Du bist im Irrthume," sagte der alte Arbeiter, dem es leid that, des armen Kindes Freude vernichten zu müssen.

„Ich will nicht sagen, daß dieser Brief außerordentlich ist, aber ganz gewiß ist es die Art und Weise, wie ich zu ihm oder er zu mir gekommen ist."

Und nun erzählte er ihnen von dem Mißverständniß, welches er erlebt.

„Aber Du hättest dem Mann doch sagen sollen,“ redete Marguerite. . . .

„Daß ich nicht der rechte Michel sei?“ fiel ihr der alte Arbeiter in's Wort, „ließ er mich denn zu Worte kommen? Ich war consternirt, und wär' es nicht gar so höllisch düster gewesen, hätte er sehen müssen, daß ich verdutzt war. Wer ist Schuld? die Laterne, die Beleuchtungsinspektion, der Mont Parnasse ist mit dieser Inspektion schlecht berathen. Im Uebrigen blieb mir nicht einmal Zeit genug, dem Mann den Irrthum zu benehmen, daß ich ein Branntweinbruder sei. Der rechte Michel muß ein nettes Subject sein, wenn man ihm bei Nachtzeit derlei Vorwürfe macht, jedenfalls eine schlechte Bekanntschaft, das steht fest. Lies, mein Junge, an wen die Adresse ist.“

„Mademoiselle Antoinette Schulkowska,“ las Innocent, „bei Madame Fourneaux, Straße Saint-Honoré No. 118 3te Etage.“

„Madame Fourneaux?“ rief Innocent, „ah, Madame Fourneaux, das ist ja eine alte Bekannte von mir!“

„Bist Du toll?“ fragte Michel, „wo kämst Du zu einer Damenbekanntschaft?“

„Auf Ehre und Seligkeit, Papa, ich kenne diese Dame, das heißt, ich kenne ihre Adresse, ihren Namen eigentlich blos, erinnern Sie sich, daß ich Ihnen von meiner noblen Damenbekanntschaft auf der Brücke von Austerlitz erzählt habe. Der Brief, den sie verlor, trug die Adresse Madame Fourneaux. Damals schämte ich mich meiner Neugier, den

Namen gelesen zu haben, heute ist es mir lieb — ich werde die schwarze Dame wiedersehen, denn ich werde den Brief abgeben, Papa, weil Sie in die Fabrik müssen."

Michel lachte, Innocent war Feuer und Leben geworden.

„Die blaue Blouse werde ich anziehen — ah, meine Garderobe ist reich — zwei Blousen ist keine Kleinigkeit, man kann sich sehen lassen — Virginie, Du wirst gleich Morgen früh einmal nachsehen, ob nicht ein verstohlener Riß oder dergleichen Unanständigkeit sich daran vorfindet. Der Himmel gebe Mr. Limorel, der sie mir schenkte, weil ich ihn aus dem Kanal herauszog, wo er jedenfalls Untersuchungen im Schlamme angestellt haben würde, wenn ich nicht grade dazu gekommen wäre, tausend gute Tage — die Blouse ist zwar nicht neu, sie hat, glaube ich, einige Ansprüche auf Veteranität, aber sie ist doch jedenfalls besser als meine Arbeitsblouse hier."

Der Gedanke, die schwarze Dame zu sehen, machte dem guten Burschen außerordentliche Freude. Die Täuschung seiner Mutter wegen vergaß er darüber. Virginie dagegen hatte keinen Gegenstand, der im Stande gewesen wäre, ihr den Kummer über ihre getäuschten Hoffnungen zu verscheuchen. Die kleinen Pläne der Eitelkeit, denen sie sich hingegeben hatte, all' die anmuthigen Phantasiebilder, die ihr in ihrem Stillleben so viel Freude gemacht, waren zerstört, das arme Mädchen war sehr traurig. Indeß der Schlummer, der bald darauf ihre Augen schloß, wirkte wohlthätig ein —

als sie am Morgen erwachte, war keine Spur von Thränen mehr an ihren blauen Augen zu sehen.

Innocent brachte die blaue Blouse, welche er mit dem nämlichen Gefühl betrachtete, wie ein Anderer eine sogenannte Rettungsmedaille betrachtet haben würde, zum Vorschein. Dies Garderobenstück, auf das der arme Bursche so viel hielt, war in der That eine Antiquität, das ursprüngliche Dunkelblau hatte sich an diversen Stellen in eine Art Grau verloren und unter den Aermeln befanden sich einige Offenherzigkeiten, welche Virginie mit schwarzem Zwirn so sauber als möglich stopfte. Innocent warf sich in die Brust, als er endlich in der blauen Blouse steckte, und verließ dann mit dem Briefe das Haus. Virginie befand sich nun mit Mutter Marguerite allein. Das arme Mädchen, an das Krankenlager der alten Frau gefesselt, beneidete die Mädchen, welche durch keine Rücksichten gehindert, des Morgens in die Fabriken gehen und wenigstens auf dem Hinwege etwas Freiheit genießen konnten, sie mußte um der Armuth willen zu Hause bei der kranken Frau bleiben — diese hätte sonst keinen Menschen zur Pflege gehabt. Ihr einziger Ausgang war bis in die Apotheke des Herrn Laronge, dann war ihr die Zeit zugemessen, Mutter Marguerite lag allein zu Hause und bat sie immer so flehentlich, wenn sie fortging, ja nicht lange wegzubleiben. Die Störung, in dieser Nacht hatte bei der Kranken eine Ermüdung zurückgelassen, sie schlief wieder ein, als Michel und Innocent das Stübchen verlassen hatten. Virginie beschäftigte sich mit ihrem

Rosenstock, von dem sie sorgsam jedes Stäubchen ablas. Sie hatte das Fenster geöffnet, und als sie den Blick von dem Rosenstock aufrichtete, erstaunte sie nicht wenig, drüben in der zweiten Etage des Vorderhauses ein Mädchen zu gewahren, das sie starr zu betrachten schien und ihr recht freundlich zunickte. Das war für Virginie eine neue Erscheinung, aber keine zurückschreckende. Das Mädchen sah so heiter aus und nickte so freundlich, daß Virginie sich von dieser Bekanntschaft angenehm angesprochen fühlte.

„Ein allerliebster Rosenstock, Mademoiselle — Sie sind Liebhaberin von Blumen?"

„Ja," antwortete Virginie über den Hof herüber, „ich habe nur diesen einen Stock, aber ich liebe ihn sehr."

„Ganz meine Leidenschaft, ich bin eine wahre Blumennärrin," lachte die Bewohnerin des Vorderhauses, „nun, mein Gott, man muß doch an etwas sein Herz hängen. Adieu, Mademoiselle, auf Wiedersehen!"

Somit war für Virginie eine Bekanntschaft eröffnet, die ihr, nach der Heiterkeit der Vorderhaus-Bewohnerin zu urtheilen, wenigstens zur Unterbrechung der Einsamkeit dienen konnte. Gegen Mittag pflegte sie gewöhnlich, wenn Papa Michel zum Essen heimkam, frisches Wasser aus der Hofplumpe zu holen, sie war eben damit beschäftigt, als die neue Freundin von heute Morgen in der nämlichen Absicht in den Hof kam.

„Ach, treffen wir hier zusammen, Mademoiselle, das ist schön, sehr schön — Sie sind ein allerliebstes Mädchen,

und ich bin sehr froh, daß ich in diesem abscheulichen grauen Neste wenigstens eine so hübsche Freundin gefunden habe, denn Freundinnen müssen wir werden, das erheitert's Leben — man könnte ja sonst trotz aller Jugend verzweifeln."

Virginie hatte sich noch niemals so anreden hören, das war ihr etwas ganz Neues; aber es wirkte nicht unangenehm auf sie, zumal sie nicht ganz unempfindlich für Lob war. Die Art und Weise der neuen Freundin war eine offene, wenig zurückhaltende, eine bedeutende Gutmüthigkeit prägte sich in ihrem Gesicht aus, das, wenn auch nicht mehr ganz frisch, doch immer noch passabel genannt werden konnte; vorzüglich trug das blonde Haar viel zu diesem Ausdruck und zu einem noch ziemlich jugendlichen Aussehen bei. „Sie sind wohl fremd hier?" fragte Virginie.

„In Paris? Bewahre, ich bin sehr bekannt, aber hier in diesem grauen Neste bin ich erst seit gestern Abend, meine Cousine, eine alte Frau, wohnt hier und will schlechterdings, daß ich bei ihr bleiben soll; aber ich habe ihr gleich gesagt, daß ich mich nicht einsperren lasse. Jetzt bin ich noch jung, wenn ich mich da nicht des Lebens freuen soll, im Alter wird es so nicht viel werden, da ist man froh, wenn man zu Hause hocken kann."

Virginie seufzte, sie beneidete diese Freundin um die Freiheit, welche diese sich zu sichern gewußt hatte, und die Sehnsucht, auch einen kleinen Theil dieser Freiheit zu genießen, wurde in ihrem jungen Herzen rege.

„Wie heißen Sie denn, Kind?" fragte die Vorige.

Virginie nannte ihren Namen.

„Ach, das ist ein schöner Name und muß ganz allerliebst klingen, wenn ein junger Herr Ihnen in's Ohr lispelt: „Theure Virginie!"

Virginie erröthete. „Ich kenne keinen jungen Herrn," sagte sie leise.

„Ach, das ist doch nicht möglich, ein so schönes Mädchen keinen jungen Herrn kennen!" rief die Andere, „das machen Sie mir nicht weis, Virginie. Ach, jetzt verstehe ich Sie — Sie wollen sagen: keinen einzigen, sondern recht Viele, die Ihnen die Cour machen."

Virginie schwieg, es war, als rege sich ihr Zartgefühl, die leise Stimme der Schaam schien ihr zuzuflüstern, daß die neue Freundin ein wenig frivol sei.

„Waren Sie noch nie im Minerventempel am Boulevard de l'Hopital?"

„Nein!"

„Auch nicht im goldenen Hause in der Straße Blyveau?"

„Nein!"

„Mein Gott, Sie sind ja ganz fremd, Virginie — Sie kennen ja nicht einmal die berühmtesten Tanzsäle — wo gehen Sie denn Sonntags hin?"

„Nirgends," antwortete Virginie und sah beschämt zu Boden, denn es that ihr weh, so ganz unwissend zu sein, und es war auch ein besonderes Schmerzgefühl für das arme Mädchen, mit dieser Unkenntniß zugleich ein Geständniß ihrer großen Armuth thun zu müssen.

„Nirgends? Ach, das ist ja sehr traurig,“ sagte die neue Freundin, „Sie sitzen also beständig zu Hause?“

„Die Mutter ist sehr krank, schon fast zwei Jahre,“ antwortete Virginie, „Vaters Verdienst geht für Arzneien hin, da darf man freilich nicht an solche Erheiterungen denken.“

„Das Erste gilt, das Zweite aber kommt gar nicht in Betracht. Sie dürfen sich nur im Minerventempel oder im goldnen Hause sehen lassen, da wird gewiß jeder Herr sich beeifern, Ihnen Confect, Punsch, Limonade oder wozu Sie Appetit haben, zu präsentiren — mit einem so hübschen Gesicht braucht man gar kein Geld.“

Virginie füllte ihren Krug. „Wie heißen Sie denn, Mademoiselle?“ fragte sie.

„Nini Marmison,“ war die Antwort.

Als sie schieden, sagte Nini, Virginien einen derben Kuß gebend: „Wir bleiben Freundinnen, ich will Sie schon mit der Welt bekannt machen — das geht ja nicht, daß Sie so verwelken wie ein unbegossener Blumenstock. Adieu, meine liebe, süße Freundin — wir wollen uns aus der Perspektive da oben recht viel mit einander unterhalten.“

Virginie fühlte nach diesem Zusammentreffen mit Nini Marmison eine auffallende sonderbare Unruhe in sich. Diese Bekanntschaft hatte eine ganz neue Gedankenfolge in ihr erregt, was sie gehört hatte, war ihr ganz fremd, und deß- halb übte es einen außerordentlichen Reiz. Wie bereits er- wähnt, war Virginie nicht unempfindlich gegen Lob, Nini

hatte ihr geschmeichelt, und die geschäftige Phantasie des armen Mädchens entwarf nun die lockendsten und ihrer Eitelkeit schmeichelhaftesten Bilder, denen sie ganz ungestört nachhing, als Papa Michel wieder nach dem dürftigen Mittagsmahle in die Fabrik gegangen war. Sie suchte das kleine Stückchen Spiegelglas hervor, welches in diesem armseligen Haushalt die Stelle eines Toilettenspiegels vertrat und nur sehr wenig gebraucht wurde. Es war das erste Mal, daß sie mit Aufmerksamkeit hineinsah, und sie gestand sich, daß Nini gar nicht Unrecht habe, wenn sie sie ein schönes Mädchen nannte. Virginie fand ihr Gesicht sehr hübsch und diese Entdeckung führte natürlich zu weiteren Folgeschlüssen, die Gedanken an den Minerventempel, an das goldne Haus traten lebhaft vor sie hin und Virginie hegte eine heimliche Sehnsucht, nur einmal wenigstens diese Zauberorte zu sehen. Nini trat an's Fenster, sie sang ein Liedchen, sie war so heiter und fröhlich. Als Virginie herübersah, warf sie ihr Kußhände zu. Solch' eine Unterhaltung hatte das arme Mädchen noch nie gehabt; aber es gefiel ihr außerordentlich, daß das bisher geführte einsame Leben solch' eine Unterbrechung gefunden hatte. Nini bog sich zum Fenster heraus, sie rief ihr zu, Virginie antwortete — das war allerliebst, Virginie hatte noch gar keine Freundin gehabt, Nini war wirklich recht liebenswürdig.

„Mit wem sprichst Du denn, Kind?" fragte die kranke Marguerite.

„Mit Mademoiselle Nini,“ antwortete Virginie — „ich habe sie heute zum ersten Mal gesehen, drüben wohnt ihre Cousine, eine alte Frau, bei der ist sie — sie ist recht liebenswürdig und sehr verständig, sie hat mir heute Mittag unten im Hofe einen Kuß gegeben, weil sie sich so sehr freut, mich hier im Hause gefunden zu haben, sie hat gar nicht geglaubt, daß hier in Herrn Valicoeurs grauem, finsterm Hause, wie sie sagte, ein junges Mädchen wohnen könne.“

„Bitte sie doch, herüber zu kommen, daß ich sie auch sehe, Virginie — es besucht uns ja so Niemand als der Doktor.“

Virginie warf einen verlegenen Blick über die armselige Einrichtung des Dachstübchens, sie schämte sich der hier herrschenden Armuth. „Mademoiselle Nini scheint sehr wohlhabend erzogen,“ sagte sie drauf, „sie geht sehr hübsch geklei det, sie hat sehr schöne Ohrringe mit Glocken und auch ein Paar blitzende Ringe an den Fingern, wie ich gesehen habe.“

„Das thut nichts, mein Kind,“ redete Marguerite, „wenn sie herüber kommt, geschieht es dann Deinetwegen, und wegen unserer Armuth brauchen wir uns nicht zu schämen, wir sind bis jetzt noch Niemand zur Last gefallen.“

Diese Zurechtweisung schien auf den ersten Augenblick bei Virginie Reue zu erwecken, indem diese Schaam zugleich eine große Undankbarkeit gegen Papa Perigord war, welcher sie und Innocent so sehr liebte und sein Brot mit ihnen getheilt hatte, als sie noch Kinder waren. „Ich werde Mademoiselle Nini fragen, ob sie uns die Ehre schenken will?“ sagte sie.

Nini antwortete von drüben herüber, heute sei es ihr unmöglich, die Cousine sei nicht zu Hause; aber morgen werde sie sich das Vergnügen machen und ihre neue liebe Freundin besuchen.

„Nun siehst Du, daß die Mademoiselle gar nicht so hochmüthig ist, wie Du geglaubt hast," sprach Marguerite. „Dafür mußt Du auch recht freundlich mit ihr sein, hörst Du, Virginie?"

Diese Letztere und Nini unterhielten sich noch ein Weilchen vor den Fenstern, bis die Bewohnerin des Vorderhauses endlich das Fenster schloß mit der Bemerkung, sie müsse nun arbeiten, denn sonst komme ihr der Abend über den Hals. Sie warf Virginien noch eine Kußhand zu und verschwand.

„Sie ist auch fleißig, die Mademoiselle Nini," sagte Marguerite, „das ist sehr lobenswerth, Du kannst Dir Glück wünschen, solch' eine Bekanntschaft geschlossen zu haben. Sei ja recht freundlich gegen Mademoiselle Nini."

Solchergestalt war die neue Freundschaft von Seiten der kranken Marguerite sanktionirt und Virginie erwartete mit Sehnsucht den kommenden Vormittag, wo sie ihre neue Freundin bei sich sehen sollte. Mit der einbrechenden Dunkelheit kam Papa Michel nach Hause, er war ganz gegen seine Gewohnheit düster gestimmt, einsylbig und beschäftigte sich nicht mit Virginie, der er sonst immer die Wangen zu streicheln pflegte, wenn er nach Hause kam und ihr auch wohl zuweilen einen Kuß gab und sie sein Goldschäfchen nannte.

Heute setzte er sich nieder, blickte stumm vor sich hin und trommelte mit den Fingern auf den Tisch.

„Was ist Dir denn?“ fragte Marguerite, „Michel, rede doch, Du machst mir Angst.“

„Ach, nichts,“ antwortete der alte Arbeiter, „es ist nichts, ein kleiner Verdruß in der Fabrik.“

„Nein, nein, Du willst es nur nicht sagen, ein kleiner Verdruß beschäftigt Dich gar nicht so lange, da kenne ich Dich besser.“

„Nun ja doch, ja, es war ein kleiner Skandal, den ich mit Herrn Laurent, dem Buchhalter hatte. Ach, sacre dieu, man glaubt, mich coujoniren zu können, weil ich alt bin und nicht mehr so frisch und kräftig bin, wie ein junger Bursche; aber ich habe ihnen die Zähne gezeigt, wie sich's gehört, ich habe dem langen Martial eine Omelette auf den linken Backen verabreicht, daß er sie zu Fastnachten noch als frisch gebrauchen kann.“

„Um Gotteswillen, Michel, Du hast doch nicht zugeschlagen?“ rief Marguerite in Angst.

„Ja, meine gute Alte, das habe ich und es freut mich, daß ich es gethan,“ sagte der alte Arbeiter, vom Schemel aufstehend und in dem Stübchen herumgehend; „Teufel noch' mal, soll ich von solchen Laffen, die nicht viel über die Barrieren von Paris hinausgekommen sind, mich hudeln lassen? Nein, nein und tausendmal nein! Ich habe Herrn Laurent gehörig die Wache angesagt, das Männlein wurde

käseweiß im Gesicht — er wird mich, glaube ich, nun in Ruhe lassen."

„Er wird Dir die Arbeit aufkündigen, gib Acht," sagte Marguerite in großer Angst.

Das schien den alten Michel zu packen, daran hatte er im Zorn noch gar nicht gedacht, seine Schritte wurden heftiger, er fuhr mit der Faust in die Haare über die Stirne und zaus'te sich. Marguerite sah, daß er sich selbst Vorwürfe machte und schwieg, um ihn nicht noch mehr zu beugen, als der arme Mann unter dem drückenden Bewußtsein seiner Armuth, seiner hilflosen Lage schon gebeugt war. Der Abend war sehr trübe für die Armen. Marguerite sprach nicht, ihr Herz zersprang fast vor Angst um die Zukunft, sie kannte den Jähzorn Michels; sein leicht verletztes Ehrgefühl, die Erinnerung an die alte Zeit des Ruhmes, wo er unter den Braven gedient, welche Europa vom Norden bis in den Süden erschüttert, mit denen er Sieg und Unglück getheilt hatte, tauchte bei solchen Gelegenheiten der Aufregung wie ein Blitz in ihm auf und er vergaß dann die nothwendigen Rücksichten zu nehmen, die für den Armen doch stets als eine unentbehrliche Lebensregel gelten müssen. Und Innocent fehlte, er, der wegen seiner heitern Laune und seines entschlossenen Wesens für die Familie unentbehrlich war, — die Leere war fühlbar durch seine Abwesenheit, zumal Vater Michel in seiner ernsten Stimmung blieb. Es war zehn Uhr schon vorüber, als Innocent endlich nach Hause kam. Sein Gesicht strahlte von Freude und der weite Weg, den er ge-

macht hatte, war Ursache eines erhöhten Incarnats seiner Wangen geworden.

„Du kommst sehr spät, mein Junge," sagte Michel, „ich hoffe nicht, daß eine Unannehmlichkeit der Grund davon ist."

„Nein, Papa, im Gegentheil, viel Freude und eine hohe, auffallende Genugthuung."

„Wie ist das zu verstehen?" fragte der Alte verwundert.

„Sehr einfach, ich habe unsern Stand zu Ehren gebracht, die ganze Klasse der Arbeiter ist mir Dank schuldig, und wenn es bekannt wird, hoffe ich, daß man mir eine Dankadresse überreichen wird."

„Nun, so laß hören, mein Junge — es scheint, wir Beide sind vom Schicksal bestimmt, etwas Uebriges zu thun, um die Ehre ein wenig im Schwung zu erhalten. Auch ich habe dem langen Martial heute eine Omelette, so groß wie meine Hand, auf die linke Wange verabreicht, die er sobald nicht wieder vergessen wird — Alles wegen der Ehre."

„Sehr schön, Papa Michel, Sie haben herrliche Gewohnheiten und sind in Ihren Ausdrücken klar und bündig," entgegnete Innocent lachend, „bis zur Omelette habe ich es leider nicht gebracht, aus Achtung für Damen. Sacre bleu, es ist nichts Kleines mit mir — Sie müssen wissen, ich war heute Abend in Damengesellschaft — sehr nobel, — auf Ehre und Seligkeit, sehr nobel."

„In Deiner Blouse?" rief Marguerite.

„Gewiß! Finden Sie etwas Anstößiges in dieser Uniform, Mama?“ fragte Innocent ein wenig piquirt, „ich nicht, ich ganz und gar nicht. Die Blouse ist noch ganz gut, Virginie hat einige Zweideutigkeiten mit schwarzem Zwirn enveloppirt, was ist also daran auszusetzen? Um Uebrigen hat nicht die Blouse, sondern ich habe Besuch bei Damen gemacht, und der Mann muß gelten — nicht wahr, Papa?“

„Sicher, mein Junge, diese Ansicht ist unumstößlich,“ antwortete Michel, „es ist sehr erklärlich, wenn man diese Ansicht hat, warum die Leute sich so nach Orden reißen, daß die Fürsten eigne Bandfabriken anlegen möchten — sie bedürfen Ehre, weil sie sonst keine haben.“

„Unsere Ehre ist inwendig,“ stimmte Innocent bei, „Andere tragen sie auf dem Rocke. Doch ich will Ihnen erzählen von der schwarzen Dame.“

„Hast Du sie wieder gesehen?“ fragte Virginie.

„Versteht sich, der Brief war an sie adressirt.“

„Alle Teufel!“ rief Michel.

„Ja, er war an sie,“ wiederholte Innocent und fuhr dann fort zu sprechen: „Heute Morgen wies man mich ab, Mademoiselle Antoinette sei in die Messe gegangen, man wollte, ich solle den Brief zurücklassen, man sah mich ein wenig über die Achsel an. — Ach, dachte ich, wenn Mademoiselle selbst da sein wird, ändert sich die Ansicht der Dinge. Mademoiselle ist vernünftig, sie schätzt die Arbeiter, das heißt unsern Stand — sie wird sich mit mehr Grazie gegen mich benehmen. Am Tage hatte ich keine Zeit, meinen Besuch

zu wiederholen, versteht sich, man muß arbeiten, und drehen, Seile ziehen und dergleichen Dinge mehr — die Leute bezahlen nicht die Zeit, sondern die Arbeit. Aber sehr vorsichtig war ich — ich zog heüte die Blouse aus, damit sie keine Fleckne bekommen sollte und arbeitete in Hemdsärmeln — es war etwas kühl, aber man muß sich an Alles gewöhnen. Also nach Feierabend marschire ich nach der Saint Honoré, No. 118, 3te Etage. Ich klingle. Man öffnet — ein kleines naseweises Ding, das mich am Morgen schon sehr empfindlich beleidigte, sagt mir grade in's Gesicht: Sind Sie schon wieder da, hartnäckiger Mensch? Mademoiselle nimmt keine Bettelbriefe an. Entfernen Sie sich — Papa," unterbrach Innocent seine Erzählung, „hier wäre eine passende Gelegenheit zum Austheilen von Omeletten gewesen; aber eine einzige Rücksicht genirte mich, es war ein Mädchen und sie würde diese Art Erniedrigung, wenn auch begriffen haben, aber sehr indignirt davon gewesen sein. — „Mademoiselle, für was halten Sie mich?" fragte ich sehr ernsthaft — auf Ehre und Seligkeit, ich war sehr empört." „Für gar Nichts," antwortete die kleine Naseweise lachend. — Das ist mir sehr lieb, — sagte ich, denn ich zweifle im Ganzen an einem richtigen Urtheil bei Ihnen. Ich bin Arbeiter, das will so viel sagen, als ein Mensch, der die Ehre hat, mit seinen Händen, mit seinem Schweiße, durch seinen Fleiß sein tägliches Brot zu verdienen — Sie, Mademoiselle, haben so kleine Händchen, daß Ihr tägliches Brot wohl in sehr verkleinertem Maßstab ausfallen würde."

„Aber meiu Junge, das war doch eine ungeheure Grobheit," lachte Michel.

„Enveloppirt in eine Artigkeit aber — merken Sie was, Papa? — Man muß nie verlegen sein, immer dem Feinde grad ins Auge."

Michel drückte ihm die Hand. „Braver Junge — herrliche Gesinnung!" sagte er.

„Mademoiselle Pipi — sie ist so groß wie eine junge Henne," erklärte Innocent lachend — „Mademoiselle Pipi also schien blos das Compliment von dem kleinen Hündchen gemerkt zu haben, sie wurde freundlicher und sagte: „Betrifft der Brief Sie, mein Guter, dann will ich ihn selber besorgen, Sie können sich auf mein Fürwort verlassen.""

„Sehr schmeichelhafte Protektion allerdings," antwortete ich — „indeß ich habe mich bis jetzt noch nicht auf irgend eine Correspondenz mit Dameu eingelassen, was mir in jetzigem Falle sehr leid thut — der Brief ist nicht von mir und es ist sehr nothwendig, daß ich die Dame selbst spreche, ich habe ihr etwas mündlich auszurichten."

„Mademoiselle Pipi sah mich einen Augenblick an, ich muß sehr erhaben ausgesehen haben, denn sie deutete auf einen roth überzogenen Stuhl, hieß mich warten im Entrée und ging in ein anderes Zimmer."

„Du hast also den Platz eingenommen, mein Junge, das ist gut," sagte Papa mit einem Anstrich von soldatischem Triumphe.

„Papa Michel, heute Abend wäre ich nicht gewichen, auf keinen Fall," versetzte Innocent darauf. „Doch weiter. Mademoiselle Pipi kam wieder, ihr folgte — die schwarze Dame von der Brücke von Austerlitz. „„Sie sind es, mein junger Freund, der mich sprechen will."" — Mademoiselle, Verzeihung, ich habe nicht die Ehre gehabt, Ihren Namen zu wissen, ich freue mich sehr, daß Sie die Dame sind, an welche der Brief gerichtet ist. „„Von wem?"" „Ich gab ihr den Brief und zuckte mit den Achseln. Sie erbrach, sie las ihn. Auf Ehre und Seligkeit, Papa, ich glaubte, die Sonne ginge auf, so wurde ihr schönes Gesicht hell und immer heller. Sie sah mich freundlich an und sagte: „„Hätte ich doch damals nicht geglaubt, daß ich Sie als Freudenbote wiedersehen würde. Sie sind eingeweiht in unser Geheimniß und —"" Ich unterbrach sie. Mademoiselle, ich habe Ihnen in Bezug auf diesen Brief noch etwas mitzutheilen — aber unter vier Augen, wenn ich bitten darf. Pipi war noch zugegen. „„Folgen Sie mir,"" sagte sie und öffnete ein Zimmer. Pipi machte große Augen. — Ich eröffnete der schwarzen Dame, wie der Brief in Ihre Hände gekommen sei, Papa. Sie wurde leichenblaß. „„Und das ist Alles so wahr, wie Sie eben erzählen?"" fragte sie. Mademoiselle, sagte ich. „„Ich glaube Ihnen und bitte Ihre Erzählung in Gegenwart einiger Personen zu wiederholen,"" unterbrach sie mich. So wurde ich in ein andres Zimmer geführt, wo mehre Herren und noch eine ältere Dame sich befanden.

Sie sprachen mit einander, die schwarze Dame redete sehr eifrig, sie hatte den Brief in der Hand, und deutete zuweilen auf mich. Dann forderte man mich auf, die Erzählung zu wiederholen, ich that es. Als ich zu Ende war, sagte Einer der Herren: „„Die Erfindung dieses nächtlichen Mißverständnisses riecht nach einer Geldschneiderei. Es ist offenbar, man will einige Sous verdienen, Ihre Dankbarkeit soll ausgebeutet werden, Antoinette."" — Nun Papa, hätten Sie mich sehen sollen. Sacre dieu, ich muß rosenroth ausgesehen haben! Mein Herr! Sie müssen sehr viel Umgang mit solchen Ausbeutern haben, daß Sie gleich ohne Umstände ein solches Urtheil fällen können, sagte ich — zum Glück kennt mich Mademoiselle, sie weiß, daß ich am Platze Walhubert arbeite — dort bin ich jederzeit zu finden — ein schlechter Kerl hat keine solche Adresse zu vergeben wie ich. Sie müssen wissen, daß die Arbeiter sehr redliche Menschen sind, Menschen, die bei schlechter Kost ein ehrliches Herz bewahren. Wir essen keine Knackmandeln, nur Kartoffeln; aber wir haben dafür weniger schlechte Pläne in unsern Köpfen, jedoch besitzen wir sehr schöne Hände, die im Nothfalle alle die, welche uns für Spitzbuben halten, tüchtig durcharbeiten. Mein Herr, ich erinnere Sie an 1830, wer hat die Revolution und den Barricadenkrieg durchgeführt? Die Arbeiter — ja die Arbeiter, mein Herr, haben Blut und Leben eingesetzt und wenn es heute wieder Revolution gäbe, wäre ich jedenfalls dabei — Sie würden dann sehr übel fahren, wenn Sie mich für

einen Spitzbuben oder Beutelschneider halten wollten. Auf Ehre und Seligkeit, Sie haben mich und meinen Papa Michel sehr gekränkt."

„Nun was geschah nun?" fragte der alte Perigord gespannt. — „Etwas, was mich sehr freute," fuhr Innocent fort zu sprechen. „Die schwarze Dame trat zu dem jungen Herrn, der von Ausbeuten gesprochen hatte und sagte zu ihm: „„Sie haben diesen wackern, jungen Arbeiter gekränkt, an Ihnen ists, ihm die Hand zu reichen, ich kenne ihn und bürge für ihn.""

„Ah! ah!" rief Michel lebhaft, „das war brav! sehr brav! sie soll schlafen wie eine Göttin." — „Sehen Sie Papa, so brachte ich die Blouse zu Ehren," antwortete Inuocent mit einem Anflug von Stolz — „und wenn ich auch gleich etwas abstach von den drei Herren, die da waren, so schickte man mich doch nicht fort aus der Gesellschaft, im Gegentheil, man war sehr freundlich und lud mich zum Souper — ja, Papa, zu einem Souper das diese Leute sehr frugal nannten, welches ich aber für eine Mahlzeit comme il faut betrachte. Ah, parbleu, die schwarze Dame hat sich herzlich über meinen kerngesunden Appetit gefreut. Ich war im Enthusiasmus, ich sagte ihr viel Artigkeiten, und als es neun Uhr schlug und ich aufbrechen wollte, legte sie ein Goldstück auf meinen Teller. „„Machen Sie sich ein Vergnügen, mein Freund, Sie haben mir einen wesentli-

chen Dienst geleistet, man hatte eine Schlechtigkeit gegen mich und meine Freunde im Sinne,““ sagte sie zu mir.

„Mademoiselle,“ antwortete ich — „wenn Sie jemals einen Menschen bedürfen, der Muth hat, um für Sie etwas zu unternehmen, meine Adresse ist, Straße Reine Blanche Nr. 17 — im Hintergebäude, Innocent Perigord, Arbeiter — auf Ehre und Seligkeit, ich stehe zu Ihren Befehlen. Den Fuchs da nehme ich aber nicht mit. Auch wir haben Ehrgefühl, Mademoiselle, wenn wir gleich arm sind wie die Kirchenmäuse, unsre Freunde können stets auf uns rechnen. Gefälligkeiten lassen wir uns nicht bezahlen.“

„Recht so, mein Junge, recht so,“ stimmte Michel bei — „freilich wir hätten den Fuchs brauchen können, indeß es war so doch besser.“

„Nicht wahr? Das habe ich auch gedacht,“ sagte Innocent. „Indeß,“ sagte ich zu ihr — „damit Sie sehen, Mademoiselle, daß ich nicht hochmüthig bin und Ihre Güte nicht verschmähe, so bitte ich Sie um ein kleines Stückchen von dem Zuckergebackenen dort, es ist äußerst wohlschmeckend — ich habe eine kranke Mutter, ein Schwesterchen und einen Papa zu Hause, die so etwas in ihrem Leben nicht gegessen, nicht einmal gesehen haben.“ Die schwarze Dame sagte: „„Sie sollen den ganzen Teller voll haben,““ sie ließ sich von Mademoiselle Pipi einen Bogen Papier geben, machte eine Düte und schüttete Alles hinein.“

„Wo hast Du sie denn?“ fragte Virginie.

„Ich wollte Sie überraschen und es hernach verstohlen

hereinbringen, allein im Fluß der Erzählung und im Enthusiasmus über den heutigen Abend, habe ich diesen Vorsatz vergessen und mich verschnappt. Geh, Virginie, hole die Düte herein, ich habe sie auf die kleine Bank draußen hingelegt." — Virginie nahm das Lämpchen und ging hinaus. Man hörte sie fast augenblicklich einen Schrei ausstoßen und gleich darauf eine Trapsen auf der Treppe. Innocent sprang schnell hinaus. „Herrn Valicoerurs großer Kettenhund hat die Düte mit dem Zuckergebackenen gestohlen!" — „Sacre bleu parbleu, wenn man nichts haben soll, müssen noch die Hunde dabei thätig sein!" rief Innocent wüthend und eilte die Treppe hinunter, um möglicherweise dem vierbeinigen Räuber einen Theil seines Raubes abzujagen, jedoch die Bestie war nirgends zu finden. Innocent kam sehr ärgerlich und traurig zurück.

„Nun, mein Junge, gieb Dich nicht dem Grame hin," sagte Michel gutmüthig — „der Hund wird sich wundern, Confect von der Straße Saint Honoré bekommen zu haben, so etwas ist ihm gewiß noch nicht vorgekommen."

„Und Mademoiselle Antoinette hat sich so viel Mühe mit der Düte gegeben," seufzte Innocent — „ah, für uns giebts kein Glück in der Welt!"

Die gute Laune des jungen Arbeiters war dahin und sein letztes Wort schien zugleich eine traurige Ueberzeugung von der Wahrheit eines über diese arme Familie waltenden Mißgeschicks in Aller Herzen gebracht zu haben — in dieser düstern Stimmung schliefen sie ein.

Mutterfreude.

Als der Abbé Orlimont Se. Eminenz den Erzbischof verlassen hatte, eilte er unverzüglich zu seinem Freunde Aloys, der mit im Pallaste wohnte, um sich dort des kleinen Taffetmäntelchens zu entledigen, das bei solchen Gelegenheiten höfischen Ceremoniells nebst Frack und Chapeauclaque ein unerläßliches Requisit ist.

„Sie hatten eine ziemlich lange Audienz bei Sr. Eminenz," sagte Abbé Aloys — „ich hoffe, daß dieselbe Sie, mein Freund, nicht unangenehm berührt hat, Sie sehen so ernst, so nachdenkend aus."

In der That hatte die Sorge um einen sichern Aufenthalt für seine Nichte Valentine den Gesichtsausdruck Orlimonts etwas verdüstert, die Warnung des Erzbischofs war ihm schwer aufs Herz gefallen.

„Mein Freund," antwortete er — „Se. Eminenz war sehr gnädig gegen mich und ich bin ihm zum zur größten Dankbarkeit verpflichtet. Das Ergebniß unsrer Unterhaltung hat jedoch eine große Sorge für ein mir sehr theu=

res und nahestehendes Wesen bei mir angeregt. Es droht ihr und mir Gefahr, wenn ich nicht schnell einen sichern Aufenthaltsort entdecke, der sie verbirgt."

„Mein Gott!" rief Aloys — „Sie ängstigen mich, mein Freund. Sprechen Sie, kann ich Ihnen vielleicht dienen?"

„Ich glaube Ihnen einen Beweis meiner Hochachtung und meiner Freundschaft zu geben," redete Abbé Orlimont, „wenn ich aufrichtig bin. Es gilt die Sicherheit einer Frau, die mir nahe verwandt ist, welche schon Jahre lang einem harten schweren Schicksale verfallen ist, die ich aus dem Kerker rettete, in welchem ihre Feinde sie gefangen hielten und die man nun verfolgt, um sie wieder einzukerkern."

„Und diese Aermste ist mit Ihnen in Paris?" fragte Aloys theilnehmend.

„So ist es, mein Freund, es ist meine Nichte, Sie haben sie bereits gesehen."

„Madame Valentine!" rief der Abbé Aloys mit einer sichtlichen Erregung.

„Ja, Valentine," antwortete Orlimont.

Ein Schweigen folgte. Aloys schien nachzudenken.

„Valentine in Gefahr, — mein Gott! mein Gott!" redete Aloys leise vor sich hin — „man muß sie retten — aber wie?"

„Ich bin wenig bekannt in Paris," sprach Orlimont — „ich habe keinen Freund hier als Sie, dem ich vertrauen könnte."

„Ist es Ihnen einerlei, ob Valentine außerhalb Paris wohnt, in einem ganz sichern Hause, oder muß sie in der Stadt bleiben?"

„Ich glaube," sagte Orlimont nachdenkend, „außerhalb Paris würde sie den Blicken ihrer Verfolger mehr entzogen sein."

„Aber Sie, mein Freund, müßten sich dann von ihr trennen."

„Ich bin darauf vorbereitet," antwortete Orlimont.

„Nun denn, so weiß ich einen sichern Zufluchtsort."

„Mein Freund, Sie sind der Retter Valentinens!" rief der Vorige.

„Links ab von der Straße Saint Denis liegt ein Meierhof, ich kenne die Besitzerin. Madame Boufleurs ist eine würdige Matrone, die gewiß ein Zimmerchen an Valentine ablassen wird. Sie wohnt freilich dort in tiefer Einsamkeit, doch die Sicherheit ist ja die Hauptsache."

Orlimont umarmte ihn mit Wärme.

„Wollen Sie mir die Adresse an Madame Boufleurs geben?" fragte er.

„Mein Freund, ich werde selbst hinauseilen und mit der würdigen Frau das Nöthige besprechen. Unter welchem Namen soll Madame Valentine dort eingeführt werden?"

„Valentine O'Byrn," sprach Orlimont, „es ist keine Lüge hierbei, der Name ist ihr nicht fremd."

„Und in welcher Eigenschaft meinen Sie, mein Freund," fragte Aloys.

„Als Witwe, die ihrer Angelegenheiten wegen in der Nähe von Paris einige Zeit über bleiben muß, die aber die Einsamkeit, die Ruhe des Landlebens ihres kränklichen, angegriffenen Körpers und von tiefem Leid gedrückten Gemüthes wegen dem Geräusch der großen Stadt vorzieht."

„Gut," antwortete Abbé Aloys, „erwarten Sie mich heute Abend in der Dunkelstunde. Lassen Sie Alles in Stand setzen, Alles einpacken, daß keine Zögerung entsteht. Ich komme mit einem Wagen vor Ihre Wohnung, Sie begleiten Madame Valentine nach dem Meierhofe der Madame Bousleurs."

„Für mich miethe ich ein kleines einfaches Logis in einer andern Straße," sprach Orlimont, „Alles geschieht nur um Valentine in Sicherheit zu bringen."

Beide schieden.

Für einzelne Herren finden sich in Paris keine Schwierigkeiten, einen Wohnungswechsel vorzunehmen. Fast in jeder Straße bieten sich dem suchenden Blicken Anschlagszettel an den Hausthüren. Abbe' Orlimont wählte jedoch mit Absicht ein entlegenes Viertel, um die Spur, welche seine Verfolger von ihm hatten, zu verwirren oder auch gänzlich zu vernichten. Er fand in der kleinen Straße du Mail, welche in den Platz des Victoires einmündet und diesen mit der großen Montmartrestraße verbindet, ein Logis, welches, obwohl in dem lebhaftesten Viertel von Pa-

ris, doch eben deswegen ihm ganz geeignet schien, unbemerkter als irgend wo anders, wo weniger Geräusch, jedoch mehr Aufmerksamkeit auf die Nachbarn und Miteinwohner der Häuser statt findet, wohnen zu können. Ein wesentlicher Vortheil dieser Wohnung bestaud noch darin, daß von der kleinen Mailstraße aus, durch die in schiefer Richtung laufende lange Straße de Clery, ohne durch Verbindungswege sich erst winden zu müssen, die Porte Saint-Denis erreicht werden konnte und demnach die Communication mit dem an der Straße nach Saint-Denis zu liegenden Meierhofe der Madame Boufleurs außerordentlich erleichtert war. Der Platz des Victoires bot zu jedem Augenblick Fiaker, die ihn hinausbringen konnten. Als Abbé Orlimont mit diesem Geschäft ins Reine gekommen war, gab er seinem Fiaker die Ordre, nach der Straße Grenelle im jenseitigen Theile von Paris zu fahren.*) Nummer 174 in der großen Grenelle stieg der Abbé aus und begab sich in seine Wohnung. Madame Valentine, kaum seine Schritte hörend, öffnete die Thür und empfing ihn wie man Jemand empfängt, auf dessen Rückkehr man sehnlichst gewartet hat, mit jenem Ausdrucke von Freude, in die sich ein kleiner Vorwurf mischt, so lange haben harren zu müssen.

„Ah, Sie sind endlich da!“ rief sie ihn umarmend,

*) In dem Theile rechter Hand der Seine, die große Hälfte von Paris, giebt es gleichfalls eine Straße Grenelle, sie verbindet die Straße Saint Honoré in schiefer Richtung mit der Straße Coquillerie.

„wie schmerzlich habe ich Sie zurückerwartet! Diese ewige Furcht ist tödtend, und eben so tödtend und das Herz marternd ist die Freude, die mich heute Abend erwartet — ach und mit Furcht und mit Freude so allein sein zu müssen, immer verborgen, Onkel, das ist schrecklich!“

Valentine war in ihrer Gestalt sowohl, als in den Zügen ihres Antlitzes der Ausdruck eines reinen Gefühlswesens. Ihr Körper, obwohl sie jetzt gegen 34—35 Jahre zählte, war zart, die gewöhnliche Folge der Jahre, die man vorzüglich beim weiblichen Geschlechte bemerkt, jene mehr vortretende Kraft des Physischen in der Gestalt, der verstärkte Ausdruck der Züge, welcher nach und nach jenen zarten und unnachahmlichen Schimmer der Jugend, der Jungfräulichkeit verdrängt, das Bestimmtere selbst, welches Frauen dieses Alters in Bewegungen und Sprache annehmen, und das gleichsam der Ton zu sein scheint, auf welchem ihr Bild sich darstellt — alles Dies mangelte Valentinen, sie besaß eine Schönheit, die man weniger mit dem Auge erkennt, als sie wie eine von außen auf uns einwirkende wohlthuende Empfindung wahrnimmt, ohne uns augenblicklich über diesen seltsamen Einfluß, dem wir unterliegen, Rechenschaft geben zu können. Valentinens Körper war zart, geschmeidig, jede Bewegung ihrer Glieder anmuthig, dem Auge wohlthuend, ein sanfter, duldender, sentimentaler Charakter vereinte sich mit edlen plastischen Formen — dies war eine stumme, aber geistige Sprache, ein ungewöhnlicher Ausdruck, der da anzog, ohne es darauf

angelegt zu haben — die Natur hatte einer sanften, weichen Seele passende Formen verliehen, einen zarten Körper, welcher, weit entfernt unreine Gedanken zu erwecken, in einen ätherischen Duft die geschmeidigen Glieder zu verhüllen scheint. Und Valentinens Antlitz mit dem leisesten Hauch des Incarnats auf den Wangen, mit den sanften, Vertrauen einflößenden Zügen, mit der glänzenden Stirn, die von dem Schimmer hellbraunen Haares wie von einer Andeutung von Glorienschein umgeben schien, mit den halbgeschlossenen Augen, deren lichtblaue Sterne sich halb hinter den mit langen Wimpern besäumten Lidern verbargen — dieses Antlitz ohne auffallende Schönheit, aber mit unwiderstehlichem Reize überflossen, war das einer katholischen Heiligen, deren Geistesverklärung aus dem Spiegel des Körpers zurückstrahlt. So war Valentine. Sie trug ein silbergraues Kleid und ein kornblumenblaues Tuch verdeckte ihren Busen, ohne die Zartheit desselben gänzlich zu verhüllen. Ihre Haare an den Schläfen gescheitelt, rollten in kleinen Locken auf den weißen Nacken herab.

Alles war harmonisch an dieser weiblichen Gestalt, die harten Prüfungen, die sie erlitten, schienen fast spurlos an ihr vorübergegangen zu sein und nur den unbeschreiblichen Zauber eines stillen Ausdrucks von Melancholie bei ihr zurückgelassen zu haben.

„Gute Valentine,“ sprach der Abbé, „ich brauche Dir nicht erst zu sagen, daß der Gedanke an Dich mich auf

jedem Schritt und Tritt begleitet, daß die Sorge für Deine Sicherheit nicht von mir weicht."

„Ich weiß es," sagte Valentine, „Sie sind so gütig gegen mich, Ihnen danke ich Alles."

„Rede nicht davon," entgegnete der Abbé, „gieb Dich nicht der eiteln Hoffnung hin, daß jetzt, da wir wissen, der brave Perigord ist noch am Leben, Alles vorüber sei und kein Leid und keine Trennung uns mehr bevorstände."

Valentine ließ das Haupt sinken, sie schwieg einige Augenblicke, dann sagte sie:

„Srechen Sie von meinen lieben kleinen Kindern? Ach, leben sie denn noch? — Heute Abend werde ich es erfahren — heute Dienstag Abend zehn Uhr wird sich der brave Perigord an der Ecke unsrer Straße einfinden. Jakobine soll die Marseillaise singen und er wird ihr folgen, der brave Mann, an den ich mich noch so lebhaft erinnere — er wird mir von meinen Kindern erzählen, von meinen kleinen lieben Kindern, — o welche Freude! Onkel, ich zittre vor Entzücken — fühlen Sie meine Hände an. Ob er mich wieder erkennen wird, der brave Perigord, was meinen Sie?"

Dem Abbé that es sehr wehe, die unschuldige und so natürliche Freude dieses schönen leidenden Wesens zerstören zu müssen, eine düstre Wolke glitt über sein ehrwürdiges Antlitz.

„Valentine," sprach er, „Du wirst den braven Perigord nicht sehen."

„Nicht?“ fragte sie erschrocken, „ist er krank? Haben Sie mit ihm gesprochen, daß Sie mir das sagen können mit solcher Gewißheit?“

„Wir müssen heute Abend noch dies Haus verlassen!“

Valentine hatte für ihren Schreck keinen Ausruf.

„Ja,“ redete der Abbé, „wir müssen uns trennen, meine gute Valentine. Man ist auf unsrer Spur.“

Er erzählte nun von seiner Audienz beim Erzbischof. Valentine saß bewegungslos, sie hatte ihre schönen Augen geschlossen, in ihrem Gesicht war wenig Veränderung zu bemerken.

„Abbé Aloys,“ fuhr Orlimont fort zu sprechen, „besorgt eine Wohnung für Dich in einem Meierhofe außerhalb Paris, dort wirst Du sicher sein.“

„Und Perigord? — meine Kinder?“ fragte Valentine mit leiser, zitternder Stimme.

Orlimont schwieg, er bedurfte Fassung und Muth, um der Aermsten Hoffnung zu zerstören, um eine Ruhe ihr gegenüber zu zeigen, welche ihr imponirte. Diese Ruhe war erkünstelt, aber sie war nothwendig in Bezug auf Valentine, die einer zarten Epheuranke glich, welche sich an eine starke Eiche anschmiegt und in allen Stürmen, die diese umbrausen, fest an ihr hält und selbst fällt mit ihr.

„Valentine,“ sagte der Abbé nach einer Pause, „wir hoffen auf Perigord und durch ihn auf Nachricht von Deinen Kindern; aber es ist auch unsre Pflicht, Alles zu vermeiden, was die Letzteren, wenn sie noch am Leben sind,

gefährden könnte. Ihre Freiheit wäre verloren, wenn das Geheimniß ihrer Geburt zu ihrer Kenntniß käme — und es müßte so kommen, wenn Du heute Perigord sprächst."

Valentine glich einer bewegungslosen Bildsäule.

„Es darf nicht sein, um des Wohles der Kinder willen mußt Du beim Anbruch des Abends diese Wohnung mit Jakobine verlassen — so vernichten wir die Spur, welche unsre Feinde von uns haben. Geh, meine gute Valentine, packe mit Jakobine Deine Sachen ein — auch ich verlasse dies Logis mit Dir zugleich — es muß sein!"

Eine Pause folgte. Der Abbé war tief erschüttert, als er den schweren Gram sah, den Valentine unter diesem leidenden Schweigen verhüllte. Er ging zu ihr.

„Valentine!" sagte er gütig — sie hob die Augen auf — das war der Blick der schmerzenreichen Mutter, wie man sie in den Bildnissen großer lebenstreuer Meister sieht, die es verstanden haben, das tiefe seeldurchdringende Weh einer bekümmerten Mutter in dem Ausdruck des Auges wieder zu geben. „Meine gute Valentine, findest Du, daß ich Recht habe?" fragte er.

„Ja!" antwortete sie — „aber mein Herz bricht."

„Muth, Muth, Valentine — ich werde für Dich handeln!"

Er hob sie auf, sie folgte ihm willenlos — diese weiche Seele ergoß sich nicht in Thränen, der Schmerz schien nur ihre geistige Natur wie ein fröstelnder Hauch zu durchwehen, nicht sie zu beugen, zu beherrschen.

Valentine war kein gewöhnliches Wesen, es lag eine Erhabenheit in ihr, die sich nicht in stark hervortretenden Handlungen, sichtlichen Aeußerungen energischen Muthes kund that, sondern in einer sanften Ergebenheit, in einem stillen Dulden. Welch furchtbaren Wechsel des Schicksals hatte diese Frau ertragen! Die wenigen heiteren Stunden ihres Lebens konnten gezählt werden. Ein Geheimniß lagerte sich jetzt gleich einer Wolke um ihr Dasein, um ihrer Sicherheit willen mußte sie sich in dieselbe verbergen. Als die Dämmerung niedersank, hielt Abbé Aloys mit einem Fiaker vor dem Hause. Orlimont hatte den Vorwand gebraucht, er verlasse Paris ganz und gar, die Zimmervermietherin, davon in Kenntniß gesetzt, war behilflich beim Hinunterräumen der Koffer, sie erschöpfte sich in Glückwünschen zur Reise. Abbé Aloys sprach mit Valentine, während Orlimont und Jakobine das Gepäck besorgten, daß nichts vergessen werde.

„Sie verlassen diese Wohnung ungern?" fragte er.

„Ja, Herr Abbé," antwortete Valentine, „ich hoffte hier ein Glück zu finden, und ich mußte diese Hoffnung aufgeben."

„Das Haus, welches Sie jetzt aufnehmen wird, ist ein stilles, friedliches Haus auf dem Lande, eine halbe Stunde von Paris. Madame Boufleurs, die Besitzerin, eine ehrwürdige Matrone, deren Sohn ich gekannt habe, als er noch lebte, er war Priester an der St. Madeleinenkirche. Sie werden — ich wünsche es wenigstens — mit dem Arrangement zufrieden gestellt sein, welches Madame

Boufleurs in der Eile getroffen hat. Sie hat ihre besten Möbeln in das Zimmer geräumt, welches Sie bewohnen werden. Die Aussicht ist reizend, und mein schönster Lohn wird der sein, wenn ich Sie, gute Valentine, zufrieden sehe."

„Mein Herr Abbé," antwortete Valentine, „Sie sagten, es sei ein friedliches stilles Haus, und dafür danke ich Ihnen besonders im Voraus. Ich bedarf der Ruhe, der Einsamkeit, um mich von so manchem Leid zu erholen, das mich getroffen hat."

Der Abbé antwortete nichts; als Valentine darüber verwundert ihn anblickte, bemerkte sie, wie seine Blicke fest auf ihr ruhten und wie er fast erschrocken sie zu Boden sinken ließ, als er gewahrte, daß Valentinens Aufmerksamkeit auf ihn gerichtet sei.

„Wo waren Ihre Gedanken, Abbé?" fragte Valentine mit sanfter Stimme.

„Sie hatten sich auf einen Gegenstand gerichtet, welcher mich sehr beschäftigt — ich bitte um Verzeihung."

Valentine reichte ihm schweigend die Hand; Aloys ergriff sie und brachte sie schnell, ohne daß sie es hindern konnte, an seine Lippen.

„Mein Gott, Abbé — Sie sind sonderbar!" rief Valentine erschrocken.

Aloys wechselte in diesem Moment die Farbr.

„Sie kamen mir wie eine Heilige vor, der meine Verehrung gehört," antwortete er erröthend.

Orlimont trat jetzt ein.

„Es ist Alles besorgt," sagte er, „werden Sie uns begleiten, mein Freund?"

„Nein," antwortete Aloys, „meine Abwesenheit würde bemerkt werden, der erzbischöfliche Pallast schließt Verläumdung und Lüge nicht aus. Fahren Sie im Namen Gottes, der Kutscher weiß bereits die Adresse, wo er Sie hinbringt."

Sie nahmen Abschied. Als Aloys dies von Valentine that, schien er etwas befangen.

„Habe ich Sie beleidigt?" fragte er leise.

„Nein, Herr Abbé," antwortete diese.

Er reichte ihr den Arm und geleitete sie zum Wagen hinunter.

„Morgen sind Sie schon Gott weiß wo, die Post geht jetzt wie im Fluge," sagte die Zimmervermietherin, welche in dem Glauben stand, der Fiaker bringe den Abbé, seine Nichte und Jakobine nach dem Postgebäude, um von dort zur Post Paris zu verlassen; „wo reisen Sie denn hin?"

„Nach Calais," antwortete Jakobine rasch.

„So gebe Ihnen der Himmel Glück und gutes Wetter," rief die Frau nach.

Der Wagen rollte fort, Abbé Aloys verfolgte ihn mit den Augen, so lange er ihn nur sehen konnte, ja es schien sogar, als bliebe er einen Augenblick stehen, um den Schall der rollenden Räder so lange als möglich zu hören.

Während Orlimont mit seiner Nichte, Jakobine und dem Gepäck die Grenellestraße entlang am Invalidenhotel

vorbei fuhren und dann links in die Straße Belle-Chasse einbogen, um den Quai d'Orsai zu gewinnen, von dem sie über die Brücke Royal das jenseitige Ufer von Paris erreichten, verfolgte Abbé Aloys fast denselben Weg, nur daß er nicht in die Belle-Chasse einbog, sondern die fast endlos scheinende Grenellestraße durchschritt bis dahin, wo die Rue de Four sie abzulösen scheint und unter verschiedenen Namen in einer bedeutenden Krümmung nach links zur Brücke St. Michel oder auch zu dem Hotel Dieu und somit in das Herz von Paris, in die Cité führt.

Abbé Aloys durchmaß diesen Weg mit schnellen Schritten, es geschah fast im Traume, denn er trug das Haupt auf die Brust gesenkt. Aloys, obgleich schon an die Funfzig, oder vielleicht auch ein, zwei Jahre darüber, war doch noch ein außerordentlich rüstiger Mann. Jenes ehrwürdige und imponirende Aeußere, welches katholischen Geistlichen eigen zu sein pflegt, besaß er ganz. Er war Einer jener bessern Priester, die den Schwur der Keuschheit streng gehalten; seine Kräfte nicht vergeudet, sicherten ihm ein hohes und gesundes Alter. Eben so kräftig war sein Geist, gesund und nicht knechtisch blieb er fern von der Unterwürfigkeit gegen Rom, und sonach war es auch erklärlich, daß er über den gewöhnlichen Standpunkt sich erheben hatte, den die meisten Priester der katholischen Kirche einnehmen, er hatte einen eignen starken Willen und einen freien Blick, er besaß auch Kühnheit genug, sein Urtheil auszusprechen. Man richtete daher ein wachsames Auge auf ihn, weil man

Demonstrationen von seiner Seite fürchtete. Aloys war von Spionen umgeben, er ahnte es, aber er verachtete alle diese Knechtskreaturen. Bis jetzt hatte er die nicht ganz in seinem Herzen schlummernden Leidenschaften glücklich besiegt, es waren nur die gewöhnlichen Wallungen, denen jeder rüstige, kraftvolle Körper unterworfen ist. Es ist die ungeheuerste Lüge, wenn ein gesunder Mann, dessen Phantasie lebhaft ist, sich rühmt, daß ihm der Kampf gegen die Natur keine Schwierigkeiten gemacht hat, der Mensch bleibt unter allen Verhältnissen Mensch. Durch einen starken, religiösen Willen kann er wohl allerdings Sieger in diesem gegen alles göttliche und natürliche Gesetz streitenden Kampfe bleiben; aber der Sieg ist auch traurig, denn er tödtet jene sänftigenden, heiligenden Triebe des Gemüths, die den Menschen an die Menschheit fesseln. Durch ein fortgesetztes ernstes Studium der Theologie, durch einen phantastischen Ehrgeiz, sich in Kenntnissen, in einer gewissen revolutionären Erhebung gegen die die heilige Christuslehre entstellenden Menschensatzungen auszuzeichnen, hatte Abbe Aloys diesen Sieg allerdings errungen; aber die gemißhandelte Natur rächt sich bitter. Nicht Jahre, nicht Alter ist ihr bei dieser Rache im Wege. Aloys empfand sie jetzt. Valentine, dieses sanfte, über die Gewöhnlichkeit erhabene Wesen hatte einen Einfluß auf ihn ausgeübt, den er vergebens zu unterdrücken versuchte. Seine Mittel, durch geistige Anstrengungen diese Gedanken an Valentine zu tödten, versagten, er fühlte sich sehr unglücklich.

Die Nächte eines katholischen Priesters, der von derlei Trieben gefoltert wird und mit Ernst dagegen ankämpft, sind furchtbar. Aloys ist in seinem Zimmer im erzbischöflichen Pallast. Zwei Lichter brennen auf dem Tische, sie beleuchten Origines Schriften, in denen er ein Kapitel aufgeschlagen. Draußen schaut die dunkle Nacht zum Fenster herein, sie ist die hauptsächlichste Feindin des Cölibats; in ihrem Gefolge erscheint die Einsamkeit, welche die üppigen Träume nährt, die Phantasiebilder der Wollust, die Seele und Körper durchtobende Leidenschaft in Schutz nimmt, oder auch erweckt. Ein Lavoir mit frischem kaltem Wasser steht in einem Winkel des Zimmers. Aloys geht mit starken Schritten herum, zuweilen mäßigen sich diese, daß er endlich stehen bleibt und sich in ein Sinnen vertieft, der Mann ist funfzig Jahr, seine Stirn glüht, seine Augen funkeln wie Blitze, sein Athem ist heiß und seine Brust wogt auf und nieder.

Der Abbé drückt beide Fäuste vor die brennende Stirn, seine Hände sind so heiß wie diese, er eilt zu dem Lavoir, netzt Brust und Gesicht, Hände und Arme mit kaltem Wasser, er läßt die letzteren darin ruhen, um das heiße wallende Blut zu kühlen — es scheint zu helfen, er wird ruhiger, er schöpft tief Athem. Nun trocknet er sich ab, es ist ihm leichter, er setzt sich an den Tisch und beginnt in Origines Schriften zu lesen. Diese Lehren gegen die Ehe sollen seine aufgeregten Sinne bekämpfen. Origines hat die möglichste Tollheit entwickelt, um gegen das Gesetz der Natur zu kämpfen, er selbst hat an seiner eigenen Person eine Schand-

that gegen Gott vollführt, um seinen Unsinn kräftig verthei- digen zu können — dieser von Rom anerkannte Heilige ist ein Todsünder, weil er Hand an Gottes Schöpfung legte und sie freventlich verstümmelte. Abbé Aloys findet keinen Trost in diesen Schriften, seine Stirn glüht wieder wie früher, er stürzt zum Fenster, reißt es auf — der kalte Nachtwind schlägt von der Seine herauf an seine Brust, an sein Gesicht, hier bleibt er so lange stehen, bis er vor Kälte zittert, dann glaubt er überwunden zu haben, er löscht die Lich- ter, zündet klappernd vor Frost das Nachtlämpchen an und wirft sich in sein Bett. So wie die Wärme den Frost seiner Glieder vertreibt, regen sich vor seinen mit Anstren- gung festgeschlossenen Augen Gestalten. Valentine er- scheint ihm in allem Zauber ihrer Lieblichkeit, unwillkührlich giebt er sich dieser Phantasie hin — ha, wie reizend ist sie — ein Geräusch in dem Zimmer über ihm stört ihn auf, er erkennt seine Schwäche, er entspringt dem heißen Lager und wirft sich vor dem kleinen Betaltar im Hintergrunde des Zimmers nieder. Dort fällt der blasse Schein des klei- nen Lämpchens, welches an zwei feinen Messingketten vor dem Altare von der Zimmerdecke niederhängt, auf ein Bild des am Kreuze verscheidenden Jesus. Welcher Schmerz in diesen Zügen! Der Tod drückt sich in diesem bleichen, blutigen Antlitz aus!

„Mein Gott! mein Heiland! Hilf mir streiten — ich unterliege sonst!“ ruft Aloys — ach, er will inbrünstig beten und seine Gedanken verwirren sich immer mehr. Endlich

wankt er zurück zum Lager, mit Mühe hat er etwas Fassung errungen, er repetirt in Gedankeu die wichtigsten Stellen der heiligen Schrift, er erschöpft sich in dieser geistigen Anstrengung und schlummert ein. Der Schlummer ist aber sein Feind, Valentinens Bild schwebt wieder lockend nd lieblich vor seiner Seele, er umfängt sie, seine Küsse brennen auf ihre Lippen — ha, der Traum hält ihm fest. Als er am Morgen erwacht, ist sein Körper in Schweiß gebadet, sein Gesicht blaß, — und dieser Priester ist fünfzig Jahre alt und hat bis jetzt jede Versuchung, seinem Schwure getreu, niedergekämpft. Er faßt beschämt über seine Schwäche den Entschluß, von dem Meierhofe, wo Valentine wohnt, wegzubleiben.

Abbé Orlimont langte mit seiner Nichte und Jakobine, nachdem er in der Straße de Mail seinen Koffer in seiner neuen Wohnung hatte abladen lassen, glücklich im Meierhofe der Madame Boufleurs an. Die Letztere war der reinste Typus einer ehrwürdigen Matronenschaft, eine wohlgenährte, untersetzte Frau, vielleicht gegen die Siebzig, aber noch rüstig, mit einem Gesicht, dessen Ausdruck zwischen Ernst und einer natürlichen Gutmüthigkeit die Mitte hielt. Ein großes Schlüsselbund klapperte an ihrer Seite, sie trug ein Licht in der Hand, welches ziemlich hell ihre etwas alterthümliche Personnage überleuchtete. An dieser Frau war Alles sauber, die weiße, mit gestrickten Spitzen besetzte Haube, das weiße, mit erhaben gestickten Blümchen durchstreute Mulltuch, welches züchtig ihre Brust verhüllte und nur die Aer=

mel des braunen Kleides hervorschauen ließ und die weiße breite Leinewandschürze, unter der nur ein, ein paar Finger breiter Saum des dunklen Kleides sichtbar wurde, blüthenweiße Strümpfe und rothe Pantoffeln. So stellte sich der neuen Bewohnerin diese Frau dar und der Anblick war ganz geeignet, im ersten Moment Zutrauen zu ihr einzuflößen. Madame Boufleurs führte, während zwei Knechte die Koffer abluden, Valentine in ihre neue Wohnung.

„Es ist Alles bereitet, so gut es sich in der Eile thun ließ, Madame, und so gut, als ich es geben kann. Der Herr Abbè Aloys hat mich heute ganz unerwartet in Bewegung gesetzt; aber er war der beste Freund meines seligen Sohnes und deswegen konnte ich ihm seine dringende Bitte, Ihnen so viel Gelaß, als ich nur entbehren könnte, einzuräumen, nicht abschlagen. Ich wünsche, daß Sie damit zufrieden sind und ich glaube auch, daß es Ihnen hier recht sehr gefallen wird — die herrlichste Aussicht, die Sie nur denken können, von diesen Fenstern aus und eine angenehme Ruhe, sie wird Ihnen wohl thun, Madame, da Sie leidend sind. Auch für mich, glaube ich, wird es ein Vortheil sein, nämlich Ihre Gesellschaft, ich lebe ganz allein hier, nur zuweilen besucht mich Herr Joli, ein höchst rechtschaffener Mann, ein Agent, der meine kleinen Geldgeschäfte regelt, damit meine beiden Kinder dereinst doch etwas von meiner Hinterlassenschaft erben.“

„Sie haben Kinder, Madame?“ fragte Orlimont.

„Zwei, ja, meinen Frederic, der in Nantes verheira

thet ist und eine große Bäckerei etablirt hat, und meine Tochter Margon, die in Straßburg einen Zimmermeister geheirathet hat.“

„Dann sind Sie sehr glücklich!“ sprach Valentine in der traurigen Erinnerung an ihre Kinder, von denen sie nicht einmal erfahren hatte, ob sie noch am Leben wären.

„Gott sei Dank! ja, ich bin recht glücklich — Sie haben keine Kinder, Madame?“

„Nein, Madame ist Witwe,“ antwortete Orlimont.

Madame Boufleurs leuchtete nun, nachdem sie noch zwei Lichter in Valentinens Zimmer angezündet hatte, überall herum, damit diese sich mit dem neuen Logis und dessen Einrichtung bekannt machen möge. Die Möbel harmonirten trefflich mit der Person der Besitzerin, sie waren sämmtlich alterthümlich — die ganze Einrichtung war von ehedem, massiv und dauerhaft und vorzüglich bequem. Auch für Jakobine fand sich ein kleines Zimmerchen vor und da Madame Boufleurs bemerkte, daß ihre Einrichtung verbunden mit der größten Sauberkeit allgemein wohlgefiel, so erbot sie sich bereitwillig, den Herrschaften, wie sie sagte, ein kleines ländliches Abendbrot vorzusetzen. Nachdem sie das Zimmer verlassen hatte, nahm der Abbé Valentinen bei der Hand und führte sie zum Sopha. „Valentine,“ sagte er, „ich muß noch etwas mit Dir sprechen. Es betrifft Deine Kinder, die, wie wir hoffen, noch am Leben sind.“

„Reden Sie, Onkel!“ sagte Valentine.

„Das Document, welches ihre Legitimität bestätigt und

vom König selbst unterzeichnet ist, befindet sich, wie Du weißt, in meinen Händen, es ist das theuerste Gut, welches ich besitze und verwahre. Wenn wir es auslieferten in die Hände der Königin-Regentin, würden wir eine bedeutende Abfindungssumme allerdings erhalten, indeß wir begingen auch aus Furcht vor Verfolgungen einen Raub an den Kindern, sie haben ein heiliges Recht, strenge Verwahrung dieses unbezahlbaren Gutes für sie von uns zu erwarten. Es bedarf nur eines Aufrufs von mir, und jene Banden, die Spanien durchziehen und das schöne Land zu Gunsten des Don Carlos plündern und ihm doch nicht zur Krone verhelfen werden, weil die Trägheit in seinem Gefolge ist und in allen seinen Thaten der richtige Unternehmungsgeist fehlt, werfen sich auf unsre Seite. In Güte wird man den Kindern kein Recht angedeihen lassen, man wird sie verfolgen auf Schritt und Tritt, aber die Gewalt kann den Sieg erringen, die Gewalt kann ihre Anerkennung erzwingen. Ich bin entschlossen, Valentine, wenn wir von dem Leben der Kinder überzeugt sind, Verbindungen einzuleiten, die uns in Spanien einen Anhang verschaffen werden. Die Königin-Regentin hat nur einen Theil des Volkes für sich, Don Carlos nichts entscheidende Kriegsführung ermüdet seine Anhänger, weil sie ihnen keine Vortheile gewährt, auf die sie so sehr gehofft haben. Ein Funke geschickt in diese Aufregung der Gemüther geworfen, entreißt Christinen, die um unser Geheimniß weiß und es unterdrückt, wie Deine Kerkerschaft der stärkste Beweis ist, die Liebe des Volkes, Don Carlos sieht

sich von dem größten Theil seiner Anhänger verlassen. So entgehen wir der Verfolgung, die uns auf Schritt und Tritt begleitet, und wenn Gottes Segen mit unserm Thun ist, befinden wir uns im Besitz eines Thrones, der jetzt ein Spielball empörter Parteien ist."

Valentine hatte mit der ihr eigenen Ruhe zugehört. „Sie vergessen, Onkel, daß man uns der Verfälschung dieses Documentes anklagen wird und diese einzige Beschuldigung uns und unser Vorhaben vernichten muß," sagte sie. „Wer lebt noch, um die Wahrheit zu beweisen, daß das Document richtig sei?"

„La Penna, der Beichtvater des Königs," entgegnete der Abbé — „der alte Marquis von Valverde, Graf von Torrejon und der Erzbischof von Cuba und General der Franziskaner, Cirilo Almeda. Sie leben noch," entgegnete Orlimont.

„Aber die Priester sind des Prätendenten Freunde," warf Valentine ein — „sie werden seine Sache nicht verlassen."

„Valentine, Du kennst den Geist der Priesterschaft nicht," antwortete der Abbé — „aber ich kenne ihn. Ich weiß, daß der Eigennutz und die Habsucht, selten reiner Fanatismus, Hebel ihres Thuns sind. In dem Lande stehen sie auf Seite der Aristokratie, in jenem sind sie liberal gesinnt. Die erste Sünde an den Kindern beging Don Carlos — Dich und sie hat er aus dem Lichte des Thrones gerissen, er büße für diese Sünde, für dies Verbrechen an

dem Herzen seines königlichen Bruders. Und bist Du nicht aus königlichem Geblüt, Valentine?"

Diese schwieg eine lange Weile, dann sagte sie: „Sie sind mein Führer, mein Retter gewesen, ich bin ein schwaches Weib, das an Ihre Leitung angewiesen ist; aber bedenken Sie, Onkel, Sie werfen einen Feuerbrand in ein ohnehin schon zerrissenes Reich — prüfen Sie das noch einmal, was Sie thun wollen. Werden auch die Kinder, meine Kinder, in der Armuth erzogen, ein Herz haben für das Erhabene? Ach, ich habe nur den bittersten Gram gefunden auf der Höhe des Lebens, und doch war ich für den Glanz erzogen."

Jakobine trat ein, geschwätzig wie sie war, erzählte sie von der außerordentlichen Accuratesse, die in Madame Boufleurs Küche herrschte.

„Hier bist Du in Sicherheit, Valentine, der Einfall Freund Aloysens war goldeswerth, nein, unschätzbar. Wer wird ahnen, daß Du ein Asyl hier in einem Meierhofe gefunden hast — Dein Aufenthalt ist von einem Geheimniß umhüllt, dessen Schleier sobald nicht zerreißt, und eben diese Sicherheit, die Dir jetzt gewährt ist, bestimmt mich zur Ausführung meines Planes, ich bin der Sorge für Dich enthoben."

Madame Boufleurs kam und deckte den Tisch, die gute redselige Frau hatte kleine Eierkuchen gebacken und lud den Abbé und Valentine zu dem einfachen Souper ein. „Onkel," sagte Valentine, als sie sich wieder allein befand und der

Fiakre, der unterdeß ausgespannt hatte, nun den Abbè erwartend im Hofe hielt, „Gott ist mein Zeuge, meine Wünsche sind gering. Meine Kinder und solch' ein stilles Asyl, wie dies Haus ist, und alle die Hoffartspläne gebe ich freudig hin.“

Der Abbé schien unzufrieden mit ihr. „Valentine,“ sprach Orlimont — „Du bist undankbar, Du vergißt, was ich Alles um Deinetwillen unternommen habe, Du vergißt daß Dein Vater mir Vaterrechte über Dich übertrug, wenn er sterben sollte. Diese Gesinnung ist Deiner unwürdig, sie ist eine Vernachlässigung Deiner Pflicht gegen Deine Kinder.“

Valentine schwieg, der Abbé nahm Abschied, sie begleitete ihn bis an die Hausthür, dann ging sie zurück in ihr Zimmer. Orlimonts Plan hatte ihr eine Unruhe eingeflößt, welche sie kaum beherrschen konnte. Sie gab sich einem langen Sinnen hin. Das Leben dieses sanften Wesens war unstät; ihrem Charakter nach, wäre ein stilles Walten in einem engen Kreise ihr angemessen gewesen, doch das Schicksal hatte ihr Verpflichtungen auferlegt und sie früher in eine Stellung gebracht, welche ihr den Haß und die Verfolgungen ehrgeiziger und höchstgestellter Personen zuzog. Ein Theil ihres Lebens war unter Gefängnißleiden verflossen, und vielleicht eben diese unglückliche Lage hatte ihr jene sanfte, leidende Ergebung in das Geschick verliehen. Man findet oft Menschen, die vermöge ihrer äußeren und innern Vorzüge und ihrer Geburts- und Vermögensvorrechte ein ungetrübtes

Glück genießen könnten und doch das Glück nie kennen gelernt haben, denen das Geschick stets im Augenblicke, wo sie die Erfüllung einer Hoffnung vor sich sahen, den Becher der Freude von den Lippen riß und ihnen die Entbehrung dafür gab. Zu dieser Zahl gehörte Valentine, ihr Herz sträubte sich gegen die stolzen Pläne des Abbés, ihres Onkels, und doch unterwarf sie sich willenlos denselben. Wie schwer war es ihrem Herzen, der Freude zu entsagen, Perigord zu sehen, über ihre Kinder etwas zu hören von ihm; aber sie duldete und schwieg, sie war an Dulden und Entsagen gewöhnt. Einen Vortheil gewährte ihr ihr jetziges Asyl, Madame Boufleurs war eine brave Frau, die sich es angelegen sein ließ, Valentine aufzuheitern. Diese bisher nur auf den Umgang ihres Mädchens beschränkt, empfand, wenn auch die gute Matrone etwas zu redselig war, doch den wohlthätigen Einfluß der Theilnahme. Madame Boufleurs unterhielt sie mit den kleinen Geschichten, in welchen ihre Nachbarn natürlich die Hauptrollen spielten, denn die gute Frau beschränkte sich nur auf den Kreis, welcher ihr am Nächsten lag und ihr gleichsam eigenthümlich war. In der That konnte der Meierhof für ein sehr angenehmes Asyl gelten, er lag von der Straße Saint Denis so weit ab, daß jedes Geräusch von ihm fern blieb, man konnte in der Ruhe, die ihn umgab, dem Gedanken Raum geben, Paris sei meilenweit davon entfernt. Die Aussicht, welche Valentine aus den Fenstern ihres Zimmers genoß, war reizend, obwohl die Jahreszeit weit vorgerückt war, die kleine Anhöhe, auf

welcher der Meierhof lag, überschaute jene mit Villen und Sommerwohnungen reich gesegnete Ebene, die sich nach Saint Denis hinzieht, in welcher die Thurmspitzen der Dörfer wie lange dunkle Striche am Horizont sich abzeichneten und vorzüglich im Morgenlichte und beim Untergang der Sonne, der Landschaft den Anblick eines vor ihr aufgestellten hellerleuchteten Panorama's gaben. In der That hatte Valentine seit langer Zeit keine solche Ruhe genossen, wie hier, die Sicherheit, in der sie sich hier fühlte, verscheuchte allmählig jene Furcht vor Verfolgung in ihrer Seele und nur die Sehnsucht nach ihren Kindern blieb in ihrem Herzen. Ein kleines unbedeutendes Ereigniß brachte ihr auch in dieser Beziehung Freude. Drei Tage war sie ohngefähr hier, als Madame Boufleurs eines Nachmittags zu ihr ins Zimmer trat und sie bat mit in das ihre herüberzukommen, Herr Joli, ihr Agent sei da und es werde ihr gewiß Vergnügen machen, diesen rechtschaffenen Mann kennen zu lernen. Er sei zugleich mit allen möglichen Stadtgeschichten bekannt und erzähle sehr gut. Vielleicht könne es auch möglich sein, da sie, wie der Herr Abbé Aloys ihr gesagt habe, in Geldangelegenheiten hier sich aufhalte und doch vielleicht nicht so genau mit Advokaten oder Bankiers bekannt sein werde und daher leicht übervortheilt werden dürfte, denn es gebe in dieser Beziehung sehr gewissenlose Leute in Paris, daß ihr der rechtschaffene Joli einige Dienste leisten könnte, wenn es auch nur diese oder jene Auskunft über etwas beträfe. Madame Valentine folgte ihr, obwohl sie durchaus

nicht daran dachte, Herrn Joli's Dienste je in Anspruch zu nehmen, es war vielmehr eine Artigkeit von ihrer Seite gegen die Matrone.

Als sie in Madame Bousleurs Zimmer trat, erhob sich ein Mann aus dem Lehnstuhle am Fenster und kam ihr einige Schritte mit großer Demuth entgegen.

„Herr Joli, ein Freund meines guten Seligen und ein sehr rechtschaffener Mann.“

„Madame, meine würdige Freundin gibt mir ein Prädikat, welches ich trotz aller Bescheidenheit, die ich sonst nie aus den Augen zu setzen pflege, doch gern in Anspruch nehme,“ antwortete Herr Joli, „wenigstens hoffe ich, daß wenn ein religiöses Gemüth und eine biedere, ehrliche Handlungsweise irgend ein Recht darauf geben, ich dies Prädikat zu verdienen mir schmeicheln darf.“

Herr Joli verneigte sich dabei sehr tief vor Valentine, die höflich durch eine Handbewegung ihm andeutete, seinen Platz wieder einzunehmen. Dieser Mann war eine untersetzte Figur mit einem gutmüthigen Aussehen und kleinen Augen, die immer wie in schamhafter Verwirrung zu Boden sanken, wenn er dem Blick eines Andern sich ausgesetzt sah. Er war in kleinbürgerliche Tracht gekleidet, Stulpenstiefel, kurze Beinkleider und Frack und Gilet nach altmodischem Schnitt und große Berlocques an einer stählernen Kette. So harmonirte er im Ganzen mit Madame Bousleurs. Sein Gesicht war eins jener alltäglichen, die weder Sympathie erwecken, noch zurückschrecken. Er trug

eine schwarze Perücke, die sich sonderbar gegen den stark von einem weißen Anflug schillernden kurzen Backenbart ausnahm.

„Sie haben eine sehr glückliche Wahl getroffen, Madame," sagte er, „dieses Haus gehört unter die wenigen, in welchen der Segen des Herrn und ein himmlischer Friede wohnen."

„Ach, Herr Joli," sagte die Boufleurs, „wenn ein Mann wie Sie so etwas sagt, dann kann man versichert sein, daß es wahr ist. Ach ja, der Segen des Herrn ist in meinem armen Hause und daß er vollkommen werde, hat er mir einen so frommen, gottesfürchtigen Freund zur Seite gegeben. Ich glaube wahrhaftig, der Segen kommt blos deswegen auf dies Haus, weil Sie in demselben ein- und ausgehen."

Die gute Boufleurs versteht es ihre Freunde in Verlegenheit zu bringen," redete Herr Joli mit niedergeschlagenen Augen. „Wenn ich von dem Segen spreche, der hier so sichtbar waltet, so meine ich das nur im Gegensatze zu dem Unglück und zu der großen Sündhaftigkeit, die wohl in den meisten Häusern von Paris herrscht. Ich erhole mich jedes Mal, wenn ich mich von meinen Geschäften losreißen und hier herauseilen kann."

„Sie bekleiden eine Stelle, vielleicht in einem Bureau?" fragte Valentine.

„Ja Madame, eine Stelle, die mich einen tiefen Blick in die Verhältnisse der Familien thun läßt, ich bin

beim großen Leihhause in der Vorstadt Saint Jacques angestellt."

Valentine hatte davon keinen Begriff, sie erklärte ihre Unkenntniß darin.

„O wie glücklich sind Sie zu preisen, Madame!" rief Herr Joli, „Sie kennen dann auch das Elend nicht, welches in so vielen Familien herrscht. Die oberste Stadtbehörde von Paris hat es für zweckmäßig gefunden, Anstalten zu errichten, durch die der momentanen Noth, der Geldverlegenheit, den dringendsten Bedürfnissen in den Familien der untern, ja zuweilen der höheren Classen abgeholfen wird, indem gegen Einlegung eines Pfandes, z. B. Silberzeug, Goldwaaren, Betten, Kleidungsstücke, auf Alles was eigen Werth besitzt, die Hälfte desselben baar gegen billige Zinsen auf eine Zeitlang geliehen wird."

Valentine entgegnete, daß nach ihrer Einsicht dies eine sehr wohlthätige Anstalt sein müsse.

„Wohlthätig? Ja, gewiß," stimmte Herr Joli bei, „aber man muß das Herz mit Unempfindlichkeit waffnen, um nicht oft über das Elend, welches sich hier zeigt, Thränen zu vergießen. O Madame, es gehört eine lange Gewohnheit dazu, um fühllos zu werden. Wie viele Frauen bringen mit verweinten Augen das wenige Werthvolle, was sie noch besitzen, wenn vielleicht die geringen Kleinodien armer Familien, eine leichte goldne Kette, oder ein paar silberne Löffel, ein Erbstück, das sich viele Jahre lang in der Familie als größter Schatz erhalten hat, schon als Pfand einge-

setzt sind, die Noth sie zwingt die besten Kleidungsstücke zu versetzen, und dann der Mangel immer drückender wird, Krankheit dazu kommt, Sterbefälle, böse ungeduldige Gläubiger die armen Leute bedrängen, mit Gefängniß drohen oder der Hunger der Kinder den Eltern das Herz zerreißt, dann bringen sie die Betten, es ist immer das Letzte — Viele haben gar keine mehr und schlafen auf bloßem Stroh, oft fehlt auch dieses."

„Mein Gott!" rief Valentine, „ist so viel Noth in Paris?"

„Mehr noch als dieses offenbare Herunterkommen, Madame," antwortete Herr Joli, „diese Armen werden aus Hunger eine Beute des Lasters, das Verbrechen geschieht aus Verzweiflung, der Selbstmörder entgeht dem Elend durch Verbrechen an seiner eigenen Person; aber Tausende wählen nicht diesen Weg, sie lieben das Leben und um es zu fristen, werden sie Diebe, Falschmünzer, Mörder, die Gefängnisse von Paris werden von ihnen bevölkert. Und unter der weiblichen Armuth wohnen die niedrigsten Laster, gewissenlose Menschen treiben mit diesen armen Geschöpfen, welche nur ihren Hunger stillen wollen, den schmählichsten Handel, Eltern verkaufen ihre Töchter, ihre Söhne, das Elend hat sie hart und fühllos gemacht, sie glauben an keinen Gott, Religion ist ihnen unbekannt."

Valentine verhüllte vor dieser entsetzlichen Schilderung ihre Augen, fremd allen niederen Verhältnissen, hatte sie nicht im Entferntesten geahnet, daß solches Elend unter den

Menschen herrschen könne. Sie empfand einen Schauer bei dem Eindruck, den sie durch diese Darstellung Joli's in sich aufgenommen hatte. „Mein Herr," sagte sie, „es wird mir schwer, Ihrer Schilderung Glauben beizumessen! Mein Herz empört sich dagegen."

„Aber es ist Alles nur zu wahr," bemerkte die Boufleurs, „ich wohnte früher in der Stadt und habe selber gesehen, wie die armen Arbeiterfamilien oft in so entsetzlicher Noth sind, daß sie dann zu einem Diebstahl oder gar zu einem Morde ihre Zuflucht nehmen. Erinnern Sie sich noch, Herr Joli, an die Calimand's? Der Alte, ein ganz rechtlicher Mann, gerieth durch Krankheiten in seiner Familie, — der Mann hatte neun lebendige Kinder — in solche Noth, daß er sich aus Verzweiflung dem Trunke ergab, Alles was er noch hatte, selbst die letzte Decke für die Kleinen, für Branntwein verhandelte und in einem so viehischen Zustande, als er seine arme Frru eines Tags weinen sah, sie erschlug und dann über die Kinder herfiel — die Größeren retteten sich durch die Flucht, aber die Kleinsten ermordete er in seiner Wuth."

„Um Gotteswillen hören Sie auf!" bat Valentine, „mein Gott! mein Gott! welch' eine Noth, welch' eine Verzweiflung gehört zu einem Morde?!"

„Die Verzweiflung des Hungers treibt zu Allem," antwortete Herr Joli, „die armen Arbeiterfamilien sind am Schlimmsten daran, welche noch so viel Ehre besitzen, ihr Elend zu vermänteln. Diese Leute sieht man nie im Leih-

hause, sie halten auf Renommée, so lange es nur möglich ist, zu Hause aber kämpfen sie mit der bittersten Armuth."

„Wie helfen sich denn diese Leute?" fragte Madame Boufleurs.

„Meine würdige Freundin," antwortete Herr Joli, und es schien, als kämpfte er mit einer Verlegenheit, „es ist nie meine Sache ruhmredig von mir zu sprechen, doch Sie fordern mich auf Ihnen eine Erklärung zu machen, und ich liebe die Wahrheit zu sehr, um auf ihre Kosten etwas zu verschweigen. Diese armen Leute gehen gewöhnlich Sonnabend Abends, wenn ihr verdientes Wochenlohn nicht ausreicht, um ihre Schulden zu zahlen, zu dem oder jenem, den sie als einen rechtschaffenen Menschenfreund kennen, wo sie wissen, daß sie auf irgend ein Pfand eine kleine Summe geliehen erhalten. Ich selbst habe einige solche Kunden, die im tiefsten Elende sind, und ihre Zuflucht zu mir genommen haben, weil sie wissen, daß ich ihre unglücklichen Verhältnisse nicht ausplaudere."

„Gott lohne es Ihnen," sagte Valentine gerührt, „ach gewiß, das Bewußtsein, solchen armen Leuten ein Retter geworden zu sein, muß Sie beglücken."

„Gewiß, Madame, gewiß," antwortete Herr Joli, „aber glauben Sie mir, zuweilen wird auch die eigne Güte lästig, sie wird zu einer Ruthe, die man sich selbst aufgebunden hat. Ich habe mehre solche Arme, die regelmäßig Sonnabends erscheinen, sie sind unzufrieden und mürrisch und verlangen mehr, als die Pfänder werth sind, so daß

man im Aerger die Barmherzigkeit, die man gegen solche Leute gehabt, zuletzt verwünscht."

„O um der Armuth dieser Bedauerungswürdigen willen entsagen Sie nie der Barmherzigkeit gegen sie, mein Herr!" bat Valentine. „Ich weiß es nicht, was Armuth ist; aber nach Ihrer Schilderung muß es ja entsetzlich sein, Alles entbehren, auf Alles verzichten zu müssen, und doch noch Muth zum Fortleben, ja sogar zur Arbeit zu haben."

„Diese Rücksicht, Madame, ist auch die Ursache, welche mich besänftigt, wenn ich manchmal ärgerlich über die zu hoch gesteigerten Forderungen dieser Leute werde. Am Sonnabend Abend erst hatte ich solch' einen Auftritt mit einem Arbeiter, der schon sein ganzes Hab' uud Gut mir nach und nach in Versatz gebracht hat. Ich habe ihm stets geholfen — mein Gott, das Herz blutet Einem, wenn man weiß, daß zu Hause bei dem armen Manne eine Frau schon ein paar Jahre lang fest krank liegt und bald der letzte Kehraus, wie man zu sagen pflegt, vor sich gehen wird, das heißt, daß die Behörde sich dieser Menschen erbarmen wird, sie in eine Versorgungsanstalt, die Kranke in ein Spital zu bringen. Der Mann brachte mir seine tombakne Uhr, sein Sohn kam mit. Er wollte mehr auf die Uhr geliehen haben, als sie werth ist. Ich bin kein Capitalist, der von seinen Renten lebt, ich mußte es abschlagen. Der Sohn, ein nasenweiser Bursche und ein Hitzkopf, fuhr mit Redensarten gegen mich los, die mich empörten, der Alte hatte Noth mich zu beruhigen, ich ge-

stehe es, und er wandte alle Ueberredungskunst auf, bis ich ihm wenigstens einen Theil der geforderten Summe auf die Uhr lieh, ich fürchte, sie wird mir auf dem Halse bleiben, denn es ist das Letzte was diese Leute noch haben. Sehen Sie selbst, Madame, diese alte Uhr, ich trage sie bei mir, um sie wenigstens im Gange zu erhalten, ist keinen Frank mehr werth und doch gab ich, weil mich das Flehen des Alten rührte, zwei Franks dafür auf Borg."

Bei diesen Worten zog Herr Joli aus seiner Westentasche eine eiförmige doppelgehäusige Uhr, an der ein dünnes Gummischnürchen mit stählernem Schlüssel sich befand. Die Form war alterthümlich. Jetzt erfolgte ein Auftritt, den der Menschenfreund durchaus nicht geahnet hatte.

Als Valentine die Uhr sah, drückten ihre Züge eine außerordentliche Ueberraschung aus. Mit einer Heftigkeit, die sonst ihrem sanften Wesen ganz fremd war, rief sie: „Zeigen Sie mir die Uhr, mein Herr!"

„Sehr gern, Madame," antwortete Herr Joli, ihr die Uhr hinreichend. „Sie lieben wie ich die alterthümliche Façon — nun, diese Uhr ist in dieser Beziehung ein Cabinitsstück."

Valentine hatte nicht sobald die Uhr in ihrer Hand, als sie das obere Gehäuse vermittelst der kleinen Feder öffnete — es fiel zu Boden, zu gleicher Zeit stieß sie auch einen Freudenschrei aus, und preßte die Uhr an ihre Lippen. Herr Joli und Madame Boufleurs waren ganz starr.

„Sollte man die Uhr vielleicht Ihnen gestohlen haben?“ redete der Erstere.

„Nein, nein, mein Herr — „sie ist nicht mein; aber ich erkenne sie — hier ist kein Zweifel mehr — sehen Sie hier, mein Herr, die Namen Fernando und Isabella — diese beiden Namen — o gerechter gütiger Gott; meine Kinder — meine lieben kleinen Kinder haben damit gespielt, sie haben sich an ihrem Schlage erfreut, sie haben darüber gelächelt und in die Händchen geklatscht — sie hatten kein ander Spielzeug als diese Uhr!“

Valentine küßte diese Uhr mit einer außergewöhnlichen Leidenschaftlichkeit, Thränen entstürzten ihren Augen, sie eilte in der größten Aufregung im Zimmrr auf und nieder, immer die Uhr an ihren Lippen, bald laut weinend, bald laut lachend.

„Verstehen Sie etwas davon, gute Boufleurs?“ fragte der Leihhausbeamte leise.

„Nein, wahrhaftig nicht, das hat mich ganz consternirt — ich bin erschrocken, ich werde einige Tropfen von dem berühmten Lebensbalsam nehmen müssen.“

„Mein Herr! mein Herr!“ rief Valentine vor ihm stehen bleibend, „Sie haben zwei Franks dafür gegeben, ich gebe Ihnen zwanzig!“

Joli’s Hände schienen einen Krampf zu bekommen. „Madame,“ sagte er, „ich weiß gar nicht — ’s ist ein schöner Profit, achtzehn Frank — aber leider, sie ist nicht mein — es thut mir sehr leid — sehr, Madame — wenn

der alte Perigord sie von mir zurückforderte und ich hätte sie nicht mehr, dann —"

„Perigord?! Michael Perigord?!" rief Valentine und blieb wie eine Bildsäule stehen.

„Kennen Sie denn den Michael Perigord?" fragte Herr Joli fast starr vor Staunen.

„Ob ich ihn kenne?! O mein Herr, Sie sagen, er sei arm, im Elend — diese Uhr sei sein Letztes — o mein Gott — der Baron — Sie sagen, er habe einen Sohn — o sagen Sie mir Alles — verschweigen Sie mir nichts — meine Seele hängt an jedem Ihrer Worte — eine Ewigkeit liegt zwischen der Zeit, als ich den braven Mann zuletzt sah, und dem heutigen Tage! Damals — o die entsetzliche Erinnerung!"

Valentine bedeckte die Augen mit beiden Händen und machte eine kurze Pause, dann ließ sie die Hände wieder sinken und sagte: „Mein Herr, sprechen Sie von Perigord, Sie kennen ihn — hat er zwei Kinder — sagen Sie mir es!"

Joli suchte sich zu fassen, seine kleinen Augen suchten am Boden herum, er wußte nicht gleich, wie er sich geschickt zu nehmen habe — diese Frau war reich, sie bot gleich achtzehn Franks Profit, von ihr war ein Gewinnst zu erwarten, wenn er sich ein wenig orientirt hatte, die Exposition lag noch so unklar wie ein Chaos vor ihm, er konnte sie noch nicht durchblicken, sie nicht fassen, wie sie mit Vortheil zu fassen war.

„Hm, hm, der Perigord — 's ist doch sonderbar — ist es denn auch der Rechte? Michael Perigord?“ fragte er, um Zeit zn gewinnen.

„Ja, ja, Michel, er heißt Michel!“ antwortete Madame Valentine.

„Es giebt vielleicht auch andere Perigords, die zufällig auch diesen Vornamen führen,“ warf Herr Joli ein, „es sollte mir sehr leid thun, da ich nur beispielsweise von der Noth armer Leute gesprochen habe, Jemandes Verhältnisse, wenn es der Unrechte wäre, veröffentlicht zu haben. Ich besonders habe die Verpflichtung des Schweigens auf mir.“

„Mein Herr,“ sprach Valentine, „Sie wollen sich meinen Fragen entziehen, Sie weichen mir aus — o wenn Sie wüßten, wie glücklich mich eine offene Antwort von Ihnen machen könnte, Sie würden nicht zaudern. Mein Herr ich habe nichts, was ich Ihnen als Dank anbieten könnte — Geld würde und müßte Sie beleidigen — hier nehmen Sie diesen Ring, vielleicht macht er Ihnen Freude, und Ihr gutes Herz wird aufrichtiger sich gegen mich aussprechen.“

Joli's kleine Augen, obwohl nur blinzelnd, hatten doch gleich erkannt, daß das ihm gebotene Geschenk kein werthloses sei, es war ein Rubin mit zwei kleinen Rosetten (Brillanten) die im Schein des Tageslichtes ein schönes Feuer warfen. Aber die Klugheit sagte ihm, daß er seine Habgier hier bezähmeu müsse, um sich nicht bei der Dame sowohl, als Madame Bousleurs in üble Meinung zu setzen.

„Madame, Sie überraschen mich, ich will nicht sagen, beleidigen, denn ein Geschenk von einer so schönen Dame kann Niemand beleidigen — indeß, ich weiß wahrhaftig — meine Lage ist eine ganz ungewöhnliche — der Ring würde mich nur an eine Verletzung meiner Pflicht erinnern, wenn ich ihn ansehe — es wäre dann ein Vorwurf für mich, — der —"

„Nein, mein Herr," fiel ihm Valentine in's Wort — „täuschen Sie sich nicht selbst mit Scrupeln, die nicht haltbar sind — wenn Sie den Ring ansehen, wird er Sie nur erinnern, daß Sie einer Mutter einen Dienst geleistet haben, den sie Ihnen nie, nie vergißt." —

„Ah, das ist etwas Anderes, das wäre allerdings eine beruhigende und rührende Erinnerung," antwortete Herr Joli — „dann freilich könnte ich Ihr schätzbares Geschenk ohne Scrupel annehmen."

„O nehmen Sie, mein Herr," rief Valentine, „ich bitte um nichts, als um einige Antworten auf meine Fragen."

Joli zog die Hand, in die sie den Ring fallen ließ — ein leichtes Spiel mit den Fingern brachte das Geschenk bald auf einen derselben, ohne daß er die Augen darnach richtete.

„Sie kennen die Verhältnisse Perigords?" fragte die Vorige.

„Oberflächlich, Madame — oberflächlich, was man so durch den Umgang mit diesen Leuten erfährt."

„Wohnt er in der Reine Blanche?"

Diese Frage Valentinens überzeugte den Leihhausbeam=

teten, daß hier eine sehr genaue Bekanntschaft mit diesem Perigord bestehen müsse.

„Ja, ganz richtig, das ist also Derselbe, von dem ich gesprochen habe. Hm, dieser Perigord ist in sehr üblen Verhältnissen — ich glaube, es wird nicht mehr lange mit ihm gehen, man wird ihn in eine Armenanstalt bringen müssen."

„Mein Gott!" rief Valentine.

„Ja, ja, es ist schlimm mit dem armen Manne — sehr schlimm — diese Uhr ist sein Letztes, wie er mir sagte, er bat mich, sie zu tragen, damit sie im Gange bliebe.

„Sie sprachen von seinem Sohne, — o reden Sie auch von diesem."

„Von diesem, beste Dame, kann ich in der That wenig sagen, ich habe ihn zum ersten Male gesehen, er ist ein Schlingel, ein sehr unartiger Bursche — es ist merkwürdig, daß ihn der Alte Innocent hat taufen lassen, er hätte ihn Insolent nennen sollen."

„Innocent!" schrie Madame Valentine auf, „und auch eine Tochter hat er — Virginie? nicht wahr, mein Herr?"

„Virginie?" wiederholte Joli, „ja, ja, er hat noch eine Tochter der alte Michel und wenn ich nicht ganz irre — er sprach einige Male von ihr und nannte sie Virginie."

Valentine war außer sich vor Entzücken, sie umarmte Madame Boufleurs, sie fiel Herrn Joli in ihrer Aufregung

zu Füßen; ohne daß er es verhindern konnte, küßte sie ihm die Hände, sie lachte und weinte zugleich, sie sprang auf und lief im Zimmer herum, als werde sie von einer unsichtbaren Macht getrieben.

„Meine Kinder!" rief sie, „meine lieben kleinen Kinder — o welche Freude, guter Gott — ich werde sie wieder sehen, an mein Herz drücken, ihnen sagen, daß ich sie liebe, daß ich von Gott das Recht auf ihre Gegenliebe empfangen habe. Welches Glück! welches Glück!"

Herr Joli kniff die Boufleurs in den Arm. „Sehr würdige Freundin, ich werde confus," flüsterte er ihr zu.

„Ich bin es schon, ich begreife gar nichts davon," war die Antwort.

„Hm, es ist außerordentlich," stimmte Joli bei, „man muß alle fünf Sinne zusammennehmen, um da durchzuschauen, das ist ein Geheimniß, welches sich vor uns aufwickelt, nur behutsam, würdige Freundin, stören Sie diese Ergießungen von Madame nicht."

In der That schien Madame Valentine ganz ihre Umgebung vergessen zu haben, sie sprach mit sich selber. „Ich darf nicht hineilen zu ihnen — ihr Schicksal hängt davon ab — ach, es ist schon ein großes Glück zu wissen, daß sie leben — aber in Armuth — in Elend? O mein Gott — ich muß ihnen helfen, wenn ich sie auch noch nicht sehen darf."

Sie blieb in ein tiefes Nachsinnen versunken, dann er-

mannte sie sich und da ihr Blick auf Joli fiel, der stillschweigend sie beobachtete, erinnerte sie sich, daß es nothwendig sei, diesen Mann in einer Beziehung in ihr Interesse zu ziehen.

„Mein Herr,“ sagte sie, sich zu ihm wendend, „Sie sind erstaunt, Sie begreifen nicht, wie ich, die ich fremd in Paris bin, so viel Antheil an einem armen Arbeiter nehmen kann — ich kann Ihnen allerdings darüber keine Erklärung geben, ich halte Sie auch für zu bescheiden, zu gutmüthig, um einen Anspruch auf solch eine Mittheilung von Verhältnissen machen zu wollen, die mich allein betreffen und Sache meines Herzens sind. Sie haben meine Freude gesehen, mein Herr, diese wird Ihnen am Besten sagen, welch' einen großen Dienst Sie mir geleistet haben. Ich bitte Sie, mein Herr, gegen Jedermann zu schweigen von dem, was Sie hier erfuhren, und in dem Vertrauen auf Ihren Edelmuth ersuche ich Sie, der Wohlthäter dieser Armen zu werden, deren Schicksal so nahe mit meinem Herzen verknüpft ist.“

„Wie meinen Sie das, beste Dame?“ fragte Joli unruhig, denn der Begriff von Wohlthat verband sich bei ihm unmittelbar mit dem des Gebens, und das war seiner Natur zuwider.

„Ich werde Ihnen eine Summe geben, welche ich Sie bitte, dem Michel Perigord zuzustellen, aber ohne einer Erwähnung, daß sie von mir kommt.“

„O, beste Dame,“ sagte Joli, denn er fand es in die-

sem Augenblick für rechtzeitig einige Tugend leuchten zu lassen „das hieße sich mit fremden Federn schmücken, ich müßte schaamroth werden, wenn ich einen Dank empfangen sollte, der mir durchaus nicht gebührt. Ich will durchaus Ihr Vertrauen zu mir nicht zurückweisen, es ist zu schmeichelhaft, solches Zutrauen zu besitzen — doch mein eignes Gefühl — ich bin in diesem Punkt vielleicht zu bedenklich — nur unter der Bedingung nehme ich Ihre Unterstützung für die armen Perigords an, daß Sie mir erlauben, ihnen zu sagen, es käme von einem Wohlthäter, der mich so gleichsam zu seinem Almosenier ermächtigt hat.“

„Wie Sie wollen,“ antwortete Valentine, „ich kann keinen redlichern Almosenier finden.“

„Sehr gütig, Madame, sehr gütig — Sie machen mich stolz.“

Valentine eilte aus dem Zimmer.

Madame Boufleurs gehörte zu jenen Personen, die sich nicht gleich über ihr Erstaunen wegsetzen können und förmlich in einer Fessel zu liegen scheinen. „Was ist denn das, Herr Joli?“ fragte sie, „ich werde nicht klug daraus.“

„Ich eigentlich auch noch nicht, beste Boufleurs; aber gewiß ist es, daß die gute Dame nicht allein ein kleines Geheimniß besitzt — was uns im Ganzen genommen nichts angeht, wir haben eine Constitution und Jeder deswegen die Freiheit, Geheimnisse zu besitzen, so viel er will, wenn sie nicht gerade in die Angelegenheiten des Staates

eingreifen — sondern auch eine sehr noble und jedenfalls reiche Dame ist, was Ihnen nur lieb sein kann. Man hat doch lieber wohlhabende Miether, als solche, denen man im Geldpunkte nicht recht trauen darf.“

„Das ist sehr richtig,“ bemerkte die Boufleurs, „es ist mir auch sehr lieb, indeß ich muß gestehen, ich kann die Geheimnisse nicht gut vertragen, man will doch gerne wissen, woran man ist. Herr Joli — ich rechne auf Sie. Sehen Sie doch, daß Sie es herauskriegen.“

„Ei, ei, die kleine Neugier bei meiner würdigen Freundin,“ lächelte Joli mit dem Finger drohend, „nun, nun, wir wollen schon sehen, haben Sie nur Geduld, Wertheste, es interessirt mich auch — ich darf's wohl sagen. Wie heißt der Abbé, der für die Dame bei Ihnen eingemiethet hat?“

„Bernard, ein Freund meines seligen Sohnes, ein guter, braver Mann, ein sehr würdiger Geistlicher.“

„Nun ja doch, ja doch — also Bernard? schön, sehr schön — und ein anderer Abbé, wie Sie sagen, hat sie hergebracht?“

„So ist es — ja.“

„Wie heißt er denn?“

„Das weiß ich nicht.“

„Hm, müssen suchen es zu erfahren. Also zwei Abbés — das ist merkwürdig — man muß mit den Abbé's sehr vorsichtig sein, sie haben zuweilen sehr starke Geheimnisse.

„Pfui doch, pfui doch, Herr Joli, das sind zwei alte Herren, die sehr tugendhaft sind.“

„So? das freut mich, beste Bousfleurs, ich meine auch nur blos, wenn sie jung wären, man hat Beispiele, die“ —

Diese Unterhaltung, in welcher die gemeine Natur des Wucherers sich ein wenig zu Tage hob, wurde durch den Wiedereintritt Valentinens unterbrochen. Sie brachte eine Summe von hundert Franks und übergab sie ihm.

„Hundert Franks?“ rief Joli erstaunt.

„Es ist für den Augenblick,“ antwortete Valentine beschämt über die geringe Summe, wie sie glaubte, „ich werde mehr geben, viel mehr, nur jetzt im Augenblick bin ich beschränkt. Meinen Sie vielleicht, daß Perigord die Kleinigkeit verschmähen wird?“

In Valentinens Antlitz zeigte sich sichtbar eine Bestürzung, sie erwartete mit Angst die Antwort Joli's.

„O nein, nein, das glaube ich grade nicht, hundert Franks würden ihm für den Augenblick lieb sein, vorzüglich, wenn ich ihm sage, daß sein unbekannter Wohlthäter noch mehr für ihn thun wird.“

„Ja, ja, sagen Sie das,“ bat Valentine, „ach noch eine Bitte, Herr Joli, kommen Sie bald wieder heraus, ich brenne vor Begier, zu erfahren, ob sich der brave Perigord gefreut hat, und gehen Sie selber zu ihm. Bringen Sie mir Nachricht von Virginie, von Innocent — ach, Sie erweisen mir einen Dienst dadurch, den ich Ihnen nie vergelten kann.“

„Madame,“ sagte Joli „verlassen Sie sich auf mein Herz, ich fühle mich glücklich, daß ich Ihnen gefällig sein kann, ja ich segne den Einfall, der mich heute, obwohl es nicht mein gewöhnlicher Tag ist, wo ich meine würdige Freundin hier besuche, hier herausgeführt hat. Ich rühme mich nie einer Tugend, aber ich darf Sie versichern, daß ich verschwiegen bin, als Leihhausbeamteter an Schweigen gewöhnt.“

Valentine fühlte zu sehr den Drang, mit den Empfindungen des Glückes, die sie jetzt in ihrem Herzen trug, allein zu sein.

Sie verließ Herrn Joli und Madame Boufleurs und eilte in ihr Zimmer.

Dort überließ sie sich ganz der Freude des Bewußtseins, daß ihre Kinder noch am Leben seien. So glücklich hatte sie sich seit vielen Jahren nicht befunden. Sie riß das Fenster auf, die Sonne war dem Untergange nahe, eine scharfe, schneidende Luft wehte von dem westlichen, bereits von dem ersten schwachen Purpur des Abendroths übergossenen Himmel her; aber Valentine war in ihrer Freude unempfindlich gegen die Kälte — ach sie hätte es mögen hinausrufen in die im rothen Lichte schillernde Landschaft, daß sie glücklich sei, daß ihre Kinder lebten.

Als dieser erste Sturm der Wonne sich sänftigte, gedachte sie auch der Nothwendigkeit, dieses Glück vor ihrem Onkel geheim zu halten, er würde sie sehr getadelt haben, daß sie ihrer mütterlichen Sehnsucht nachgegeben, daß sie

einem Fremden, wenn auch nicht ihr ganzes Geheimniß, doch einen, und zwar den wichtigsten Theil desselben verrathen habe. Es war ihr ein fremdes Gefühl, vor diesem Manne, den sie liebte und hochachtete, ein Geheimniß zu besitzen, aber es beunruhigte sie nicht, die Mutterfreude war stärker als jeder Vorwurf, den sie sich hätte machen können über den Ungehorsam gegen Abbé Orlimont, der eine gänzliche Entfernung von Perigord und ihren Kindern, ihrer und seiner Sicherheit angemessener fand als ein Nachgeben ihrer mütterlichen Sehnsucht.

Sie beschloß daher mit Madame Boufleurs die Verabredung zu treffen, sobald ihr Onkel gegenwärtig sei und Herr Joli zufällig zu dieser Zeit käme, denselben bei sich zu behalten und nichts zu sagen, daß sie näher bereits und wie sie mit ihm bekannt geworden.

Es war die erste kleine Intrigue in ihrem Leben und dieselbe gewährte ihr sogar Vergnügen, das Neue hatte einen besondern Reiz für sie und beschäftigte ihr Gemüth.

War nicht die Ursache die unschuldigste die es geben konnte? Jetzt gefiel ihr der Meierhof der Madame Boufleurs außerordentlich und diese Frau besaß in ihren Augen nur Einen Reiz, nämlich den, welchen jeder Vertraute bei einem Geheimniß für seinen Mitgenossen hat, eine Art von Freundschaft, ein Näherrücken und Anschließen, welches natürlich durch das Geheimniß vor ihrem Onkel bedingt wurde.

Herr Joli verließ den Meierhof mit einer großen Zu-

friedenheit, seine Speculation ging für jetzt allein darauf hinaus, die gutmüthige Unerfahrene so viel als möglich auszubeuten.

Joli hatte keine Ahnung von Ehrfurcht für irgend ein heiliges Gefühl, er gehörte zu jenen schmutzigen, verworfenen Seelen, die Alles besudeln, was ihnen in die Nähe kommt. Durchgängig schlecht in seinen Handlungen, in seinen Plänen, blieben sich für diesen Elenden die Mittel alle gleich, um einen Zweck zu erreichen.

So war er weit verschieden von Charles, den wir bereits dem Leser vorgeführt haben, denn dieser hatte wenigstens eine satyrische Ader in sich, er that das Böse mehr aus Ironie, aus Verachtung gegen die Menschen, man konnte annehmen, daß ihn Ursachen dazu getrieben, so zu werden, Charles besaß Bildung, seine Heuchelei war eine Ausströmung seiner ironischen Ader — Joli's Heuchelei war gemein, niedrig, er hätte sich zu jeder Scheußlichkeit hergegeben, wenn sie ihm nur Vortheil gebracht hätte; Charles dagegen betrachtete die Menschen als Werkzeuge, nicht sich selbst, darum war seine Heuchelei characteristischer, er verachtete die, die er täuschte, indem er sie zum Schlechten verleitete, es war eine hoffärtige Heuchelei.

Simon war nur ein feiger Scheinheiliger, ein Wurm, der sich am Boden durch Unrath hindurch krümmte und nur durch glatte Worte schlecht sein konnte, durch Handlungen, die ihm keine Anstrengung kosteten, — der scheu vor jeder That zurückprallte, die er persönlich unternehmen sollte.

Weder Charles noch er fraßen sich an den Thränen der Armuth satt durch einen scheußlichen Wucher, und wenn sie auch die Armuth vorzüglich als Werbeplatz für ihr Comptoir betrachteten, so gaben sie derselben wenigstens das Vergnügen des Lasters dafür, keinen Hunger, keine Entbehrungen materieller Art. Joli hingegen war gefühlloser als ein Stein, er empfand keine Beängstigung, wenn er die Verzweiflung eines Armen sah, dem er die letzte Habe abdrückte, er ruinirte systematisch ganze Familien, die, wenn sie nur einmal mit ihm zu thun gehabt hatten, auch selten von ihm loskommen konnten. Und bei diesem schändlichen Wucher empfand Joli weder die Wonne des Geizhalses, der sich an dem Bewußtsein labt, Geld zu besitzen, noch dessen Angst um einen möglichen Verlust des Erworbenen — seine Natur war zu gemein, um sich bis zu dessen Vergnügen oder bis zu dessen Kummer erheben zu können, er war ein unsichtbarer Krebsschaden, der sich tief in das Herz des Proletariats hinein schmuggelte.

Ein ächter Sohn der Hölle, lebte er nur für sein Laster, und es schien eben nur seine Bestimmung zu sein, Böses zu thun und allen Gefühlen Hohn zu sprechen durch ein steinernes Herz.

Welcher Gegensatz zwischen der fast kindlichen Freude Valentinens und dem Wucherer, der aus Apathie gegen alle Glückliche, weil er selbst keiner edlen Empfindung fähig war, die Todsünde des Neides personifizirte! —

Eine Soirée.

In der Straße Richelieu halten vor einem der ersten Hotels eine Menge Equipagen. Der Infant Don Francisko de Paula giebt eine Soirée. Die Salons strahlen im Kerzenschimmer. Der Infant empfängt seine männlichen Gäste, er ist ein Mann in die Vierzig, hager, von gelblich brauner Gesichtsfarbe, der Ausdruck seines Gesichts verkündet keinen sonderlich offenen Kopf, es ist etwas Flaches in seinen Zügen, die Energie fehlt, dafür ist er im vollkommensten Besitz der spanischen Etikette, steif, im Bewußtsein seiner Geburt erhaben, die Höflichkeiten, die er empfängt, erwidert er mit der möglichsten Grandezza, er ist von der Sohle bis zum Scheitel, Zoll für Zoll ein Sohn der spanischen Könige. Seine Gemahlin, die Infantin Louise Charlotte, zeigt, obwohl sie ebenso voller Grandezza ist, im Uebrigen ganz das Gegentheil von ihrem erlauchten Gemahl. Ihre sicilianische Physiognomie entbehrt jene vornehme Blasirtheit in den Zügen, welche die meisten Spanier von hoher Geburt wie ein theures Erbstück in ihren

Familien forterben, diese Blasirtheit, die dem sinnenden Ernste gleich, aber in der That nichts Andres ist als ein Bewußtsein, mehr werth zu sein als die Leute aus dem Volke, eine Aneignung von geträumten Verdiensten, fehlt der Infantin, dafür besitzt sie ein scharfes dunkles Auge, einen Blick, der von persönlichem Muthe zeigt, eine Lebendigkeit der Züge, welche dem Süden angehört und die ihr wohlkleidet. Sie ist in den dreißiger Jahren, lebenskräftig, wohlgebaut. Die Spanier zeichnen sich in dieser Gesellschaft vorzüglich aus — sie vertreten ihr Vaterland in jeder Beziehung, sie bilden hier in Paris die dritte Partei des unglücklichen Landes, sie hassen die Christinos, sie hassen die Carlisten, sie sind Franciskaner, von ihrem Chef, dem Infanten, so benannt. Auch Se. Herrlichkeit Lord Orlimont Bruce und seine Schwester Lady Dryfesdale sind hier anwesend. Ein kleines Männlein, Don Gaspar de Labandéro, geleitet Se. Herrlichkeit zu dem Infanten, dieser zieht sich mit demselben in eine Fensternische zurück und Beide sprechen leise zusammen. Don Gaspar de Labandéro steht gleich einer Schildwache etwas entfernt mit ein wenig gekrümmtem Rücken, damit Niemand in die Nähe der beiden Sprechenden komme. Sein Ohr ist gespannt, Worte zu erlauschen, während er durch die Stellung seiner Figur eine große Ehrfurcht ausdrückt.

„Lord, Ihre Handlungsweise ist zu heftig,“ sagte der Infant, „vergessen Sie nicht, daß Sie in Paris sind.“

„Königliche Hoheit,“ antwortete Lord Orlimont etwas

gereizt durch diesen Vorwurf, „je rascher eine solche Sache betrieben wird, desto geheimer bleibt sie.“

„Aber es ist Ihr Bruder, Lord, es ist ein Priester, vergessen Sie das auch nicht.“

„Wenn ich nicht irre, hat man sich in Spanien wenig mit solchen Skrupeln befaßt, man hat die Herren von der Kirche füsilirt oder auch gehängt ohne Umstände.“

Der Infant erwiderte: „Ja, die Carlisten haben solche Frevel begangen. Einen Diener der Kirche zu hängen! Mein Gott, es ist schrecklich.“

„Ich finde es nicht so sehr schrecklich, Königl. Hoheit — jedenfalls haben sie unter solchen Umständen die nämliche Figur gespielt wie jeder Andere.“

Der Infant schwieg eine Weile, dann sagte er: „Haben Sie bereits seine Spur in Paris?“

„Ja, Königliche Hoheit.“

„Der Erzbischof hat noch keine Erwiderung abgegeben?“ sprach der Vorige.

„Wir bedürfen des Erzbischofs nicht, es giebt andere Wege, sich seiner zu bemächtigen.“

„So? und welche?“

„Der Abbé hält mit einem Priester im erzbischöflichen Pallaste Freundschaft, auch ich habe einen Freund dort geworben.“

„Auch einen Priester?“

„Ja, einen Mann, der einen Bischofshut verdienen will, wenn Ew. Königliche Hoheit —“

„Pst! nicht so laut, mein guter Lord. Aber weiter, warum richten Sie Ihre ganze Aufmerksamkeit auf Ihren Bruder — während die Kinder und deren Mutter für uns allein Wichtigkeit haben?“

„Abbé Orlimont ist die Seele dieses Weibes, jedenfalls besitzt er in seinem Verwahrsam das bewußte Dokument.“

„Das ist wahr — sehr wahr,“ stimmte der Infant bei. „Doch gehen wir zur Gesellschaft, man wird aufmerksam.“

Beide verließen die Fensternische, Orlimont verneigte sich gegen den Infanten und blieb stehen. Don Gaspar näherte sich ihm.

„Ew. Herrlichkeit,“ sagte er leise.

„Was wünschen Sie, Don Gaspar?“

„Ich möchte Ew. Herrlichkeit darauf aufmerksam machen, daß unsere Schritte vor dem Gesandten der Königin Christine geheim bleiben müssen, die geringste Unvorsichtigkeit, und unsere Pläne sind entdeckt.“

„Diese Furcht ist nur Ihnen zuzutrauen,“ entgegnete der Lord hochmüthig. Don Gaspar machte eine tiefe Verbeugung, der Lord verließ ihn. Don Gaspar blickte wieder auf, ein feines boshaftes Lächeln umschwebte seine freundlichen Züge. Er zog sich zurück und begab sich durch mehre Nebenzimmer in ein Gemach, wo er ungestört einige Worte in eine kleine Schreibtafel notiren konnte. Wieder das freundliche Lächeln, als er mit diesem Geschäft zu Ende war. Dann ging er in den Saal zurück, hier traf er mit einem Manne zusammen, der seit kurzer Zeit erst in

Paris anwesend war. Ein echter Spanier mit einem castilisch-maurischen Antlitz und einem tiefen Ernste — man sagte, die Königin Christine habe ihn verbannt. „Graf Nunez," flüsterte Don Gaspar. Nunez hatte ihn nicht sogleich bemerkt; als er ihn jetzt neben sich erblickte, nickte er, kniff die Lippen fest auf einander, welches Zeichen Don Gaspar erwiderte. Dieser schlenderte langsam von ihm weg, Nunez blieb stehen und als er ihn in eine Thür verschwinden sah, nahm er langsam denselben Weg. Im Salon rauschten die gewaltigen Accorde eines künstlich verborgenen Orchesters — Graf Nunez stieg eine Treppe höher hinauf und trat dann in Don Gaspars Wohnung. „Wir sind hier ganz sicher, aber wir wollen demohngeachtet die größte Vorsicht brauchen," sagte der Letztere, dem Grafen Platz auf dem Sopha anbietend, „haben Sie Briefe von Madrid?" Ja," antwortete Nunez, indem er zwei klein gefaltete Billets aus der Brusttasche nahm und eins derselben küßte. „Dies von Ihro Majestät der Königin — und dies von deren Beichtvater."

„An mich?" fragte Don Gaspar.

„So ist es, Don."

Don Gaspar machte dieselbe Ceremonie, ehe er das Billet der Königin erbrach — dann las er beide schnell durch.

„Majestät ist sehr gnädig gegen mich," sagte er; „Erhebung in den Grafenstand, Eintritt in die Zahl der Minister und bedeutende Besitzthümer — Gott segne die Kö-

nigin Regentin! — Nun sprechen Sie, Don Gaspar — morgen Mittag geht ein Courier nach Madrid."

„Ich bitte Ihro Majestät meine tiefste Ehrfurcht zu bezeigen, Herr Graf."

„Keine Redensarten, Don Gaspar, Ihrem Willen ist willfahrt worden. Dies Billet von der Hand Ihro Majestät realisirt Ihre Wünsche, wenn Sie die Unternehmung vereiteln, Sie verstehen, die betreffenden Personen müssen sich in unserer Gewalt befinden."

„Natürlich," antwortete Don Gaspar — „nur so ist die Vereitelung des Unternehmens gewiß. Der Infant ist kopflos — es ist schlimm, daß ich mich so vergesse von einem Sohne des spanischen Thrones das zu sagen," unterbrach sich der Don mit seinem eigenthümlichen Lächeln — „aber es ist leider Wahrheit, er ist nicht gefährlich, die Infantin dagegen besitzt Energie und weiß wohl, daß sie durch die Hineinwerfung einer solchen Intrigue zwischen die beiden feindlichen Parteien, eine dritte bildet, welche Don Carlos als einen Intriguanten schon bei Lebzeiten seines königlichen Bruders, seine Partei, ich meine die Priester, mit denen er so große Freundschaft hält, aber als seine Helfershelfer dem Lande verhaßt macht und die Königin Regentin als Verbrecherin an den Rechten rechtmäßiger Erben ihres königlichen Gemahls denuncirt."

„Sie wiederholen, was ich schon weiß, Sie sind sehr umständlich, Don Gaspar."

Dieser lächelte. „Ich habe die Ueberzeugung, daß die

feinsten Combinationen nur durch eine gewisse Langsamkeit gelingen können," antwortete er, „doch der Herr Graf sind sehr ungeduldig, Sie wollen das Gold glänzen sehen, ohne zu erwägen, daß es durch viele Hände gehen muß, ehe es bis zu dem Zustande des Glanzes gelangt. Doch ich will Ihre Geduld auf keine Probe setzen. Es sind bereits Briefe an Herrn von Corpas abgesendet worden, welcher im Gefolge des Don Carlos sich aufhält, eben so an Fray Ignazio, den Graf Negri mit zu des Prätendenten Heere gebracht und welcher jetzt dessen Beichtvater an Stelle des Don Pedro Raton geworden ist. Herr von Corpas, dem es wegen der gegen ihn geschmiedeten Intriguen nicht glückte, bei Don Carlos ein Minister Portefeuille zu erlangen, wurde daher sehr leicht gewonnen, die Intrigue Sr. Königl. Hoheit Don Francisco's aufzunehmen und er ist Intriguant von Metier. Fray Ignazio hat andere Bestimmungen. Sein Einfluß auf das Ohr des Prätendenten soll benutzt werden, um diesen in verderbliche Lagen zu verwickeln, um ihm Männer verhaßt zu machen, welche der eigentliche Geist seiner Partei sind — dadurch wird er schwach und verliert die Gunst des Volkes, vorzüglich die Anhänglichkeit der Navarresen, der Basken, der Arragonier. Sie werden zugestehen, Herr Graf, daß dies eine Combination ist, welche ihren Meister loben wird durch die günstigen Resultate."

Der kleine Don Gaspar blähte sich in selbstgefälliger Eitelkeit. „In der That, diese Combination ist gut, sehr gut," sagte Graf Nunez, „ich werde Ihro Ma=

jestät der Königin Regentin darüber Bericht erstatten." „Und vergessen Sie nicht, theuerster Herr Graf," schaltete Don Gaspar schnell ein, „in Ihrem Berichte gefälligst zu erwähnen, daß ich durch diese Combination bemüht sei, ihr einen hartnäckigen Feind wie der Prätendent ist vom Halse zu schaffen, da es die erste Regel in aller Politik ist, den Feind in sich selbst zu schwächen, Unzufriedenheit und Zwietracht in seine Partei zu bringen und seine Kräfte zu lähmen."

„Sie setzen auf Herrn von Corpas ein großes Vertrauen, Don," bemerkte der Graf; „es ist wahr, er ist ränkevoll, aber ich glaube, er ist auch untreu."

„Sie verkennen das Talent dieses Mannes," entgegnete Don Gaspar; „Herr von Corpas angelt nach einem Minister-Portefeuille, nach Rang und Auszeichnung — verkanntes Talent ist jederzeit der Hebel großer Dinge gewesen, denn es nährt eine geheime Rache. Herr von Corpas hat alle Ursache, die Freunde des Prätendenten zu hassen, selbst Graf Alcudia hat von Wien aus gegen ihn gearbeitet. Ich hasse Herrn von Corpas auch, eben deswegen verstricke ich ihn in diese Angelegenheit, er muß die Treppe sein, auf der wir höher steigen."

Graf Nunez schien abermals einige Ungeduld zu verrathen. „Sie vergessen, Don Gaspar, daß wir von dem Hauptsächlichsten jetzt reden müssen, von jenen beiden Kindern und ihrer Muttrr. Das ist die Sorge der Königin

Regentin. Wie weit sind Sie in dieser Angelegenheit gekommen?"

Don Gaspar kniff die Augen zu, als habe er es nöthig, sich erst an Alles zu erinnern. Nach einer kleinen Weile machte er eine Bewegung mit den Händen, als wollte er diese andächtig falten. „Herr Graf, das ist eine schwer zu beantwortende Frage, diese Sache geht natürlich langsam, obwohl in der Person der irländischen Herrlichkeit ein wahrer Teufel zur Betreibung dieser Intrigue dazu gekommen ist. Wir haben die Ueberzeugung erlangt, daß der Abbé Orlimont hier in Paris ist und Donna Valentine mit sich führt. Von den Kindern jedoch wissen wir noch nichts. Se. Eminenz der Erzbischof hat eine lange Unterredung mit dem Abbé gehabt, wie uns hinterbracht worden, und das Resultat derselben soll sehr günstig für den Letzteren ausgefallen sein. Indeß ist schon darauf hingearbeitet, den Abbé bei Sr. Eminenz zu verdächtigen. Lächeln Sie nicht, Herr Graf, das scheint auf den ersten Blick nutzlos zu sein und doch kann es große Folgen haben. Nichts in der Welt geht über den Haß und die Verfolgungswuth der Priester, wenn diese einmal angeregt ist. Sr. Eminenz ist streng in Religionsansichten — jede Apostase ist ihm ein Greuel."

„Welchen Zweck hat aber Lord Orlimont, um thätig bei der Intrigue des Infanten gegen die Königin Regentin zu sein?" fragte der Graf; „der Abbé ist sein Bruder, die Donna seine Nichte, ich begreife höchstens, daß seine

Thätigkeit darauf gerichtet ist, Glieder seiner Familie wo möglich in die Höhe zu bringen — seine Hoffart wird betrogen von der Infantin, denn es kann, trotz allem Haß, den sie gegen die Königin Regentin, ihre erhabene Schwester, nährt, es kann doch nicht möglich sein, daß es ihre Absicht ist, diesen Kindern zu ihren geträumten oder erschlichenen Rechten zu helfen. Sie kann diese Intrigue nur als ein Mittel anwenden wollen, um ihre eigenen Pläne auf Besitz des Thrones zu realisiren und dadurch der Königin Regentin und Don Carlos zugleich die Herzen des Volkes zu entreißen."

Don Gaspar lächelte. „Sie beurtheilen diesen Lord falsch, Herr Graf," sagte er; „Lord Orlimont findet diese Intrigue als das bequemste Mittel, sich seines Bruders, seiner Nichte und deren Kinder zu entledigen. Er ist klug genug, um zu wissen, daß die Politik ihr Todesurtheil sprechen muß unter allen Umständen. Würde er in ihren Besitz gelangen, dann hätten sie das Tageslicht am Längsten gesehen — er fürchtet sie um des Besitzers seiner Güter willen, wie ich ahne. Da er nicht glaubt in ihren Besitz gelangen zu können, ohne so mächtige Hilfe wie unsre Mittel ihm gewähren, so ist er in die Intrigue eingegangen."

„Jetzt durchschaue ich dies Gewebe — seine Combination, um mit Ihren Worten zu sprechen, Don Gaspar, ist nicht unrichtig. Vernichtet werden sie jedenfalls. Doch es wird Zeit, in den Salon sich zu begeben."

„Schlagen Sie, verehrtester Herr Graf, den Corridor

links ein, die erste Treppe zur linken Hand hinunter, so gelangen Sie in das letzte Zimmer der Galleriegemächer, die an den Salon anstoßen und geöffnet sind zur Bequemlichkeit der Herrschaften — man darf uns nicht zusammen sehen."

Graf Nunez verließ ihn in der angegebenen Richtung. Don Gaspar rieb sich, noch einige Minuten in seinem Zimmer zurückbleibend, vergnügt die Hände, seine Doppelintrigue ging langsam aber sicher. Er überlas nochmals den Brief der Königin Regentin, sein kleines, stets freundliches Gesicht verklärte sich und die Zusagen, die dieser Brief enthielt, welchen er sehr wohl verwahrte, begeisterten ihn. Er war eine jener Figuren in höheren Kreisen, deren ganzes Geschäft Zeitlebens ein Streben nach Auszeichnung, Rang und Würden ist, welche in sich selbst keinen andern Fond besitzen, um dies Ziel zu erlangen, als die verwerflichsten Wege der Intrigue, der Betrug ist ihre zweite Natur, er hat sie eine solche Fügsamkeit in alle Umstände gelehrt, in jeden Wechsel des Glückes, daß der Befangene die Consequenz bewundert, mit der sie sich in jede Lage zu schicken wissen, scheinbar erhaben über die Chance des Geschicks. Im Salon hatte man sich zu den Spieltischen gesetzt, das traurige Amüsement der Karten mußte die Langeweile tödten helfen, welche in der Regel ein Eigenthum der vornehmen Assembleen zu sein pflegt. Diejenigen, welche nicht Lust zu spielen hatten, spazierten im Salon herum oder verloren sich in den Nebengemächern. Eine junge

Dame ging am Arm eines alten Herrn in die Letzteren hinein.

„Wer ist die Dame?“ fragte Lady Dryfesdale, welche sich auf einem Divan niedergelassen hatte.

„Baronesse Lewin aus Curland,“ antwortete Graf Saint-Auguste, der neben ihr stand.

Sie warf ihm einen Blick zu.

Der Graf zuckte mit den Achseln und lächelte.

Die Lady betrachtete ihn genauer. Er war ein schöngewachsener junger Wüstling mit blondem Haar und zierlichem Bart, modern von Kopf bis zum Fuß. Der Lady Blicke wurden glänzender. „Eine üppige Figur, diese Baranosse,“ sagte sie.

„Verstehen wir uns, Mylady?“ fragte Saint-Auguste.

Lady Dryfesdale lächelte. „Ich liebe diesen Cultus der Formen,“ erwiderte sie leise.

„Auch ich wende ihm meine Anbetung zu, es ist dies eine Religion die mir zusagt.“

„Fuhren Sie nicht gestern an unserm Hotel am Boulevard Bonne Nouvelle in einem Phaëton vorbei, eine Dame in Rosahut neben Ihnen?“

„Ja, Mylady“ — antwortete Graf Saint-Auguste — „also Boulevard Bonne Nouvelle?“

„Ecke der Straße Hauteville,“ fügte die Lady bei.

„Morgen fahre ich bei Ew. Herrlichkeit vor,“ antwortete Sainte-Auguste.

Lord Orlimont-Bruce trat heran, er führte seine Schwester zum Spieltisch, an dem die Infantin saß. Graf

Saint-Auguste lächelte ihr nach. „Die Larve ist nicht schön" sagte er zu sich — „aber welche Formen! Ah! eine Abwechselung — das Einerlei wird unterbrochen, es ist nothwendig, man wird sonst gleichgiltig — es wird eine seltne Verbindung geben — lockender Gedanke, neu und piquant!

Saint-Auguste schlenderte der Baronesse Lewin nach, er fand sie am Arm des alten Herrn aus der Gallerietiefe zurückkommend. Sie war schön und jung. „Nun, Graf," redete ihn der Führer der Baronesse an — „Sie lassen sich nicht mehr in meinem Hotel sehen — vierzehn Tage schon nicht mehr — haben Sie eine Erbschaft gemacht, die Sie aus aller Verlegenheit gerissen hat?"

„Alles, nur das nicht, Erbschaften fallen stets Geizhälsen zu, selten Leuten, die für den Umfluß des Geldes besorgt sind — ich gehöre zu den Letzteren, wie Sie wissen, Herr von Kowartsky."

„Ja, Sie sind ein Bonvivant, ein gottloser Lebemensch, ich glaubte aber, ein andrer Magnet als ich, würde Sie anziehen — die gnädige Baronesse hat Ihr Ausbleiben sehr bedauert."

„Baronesse, dafür einen Kuß auf Ihre schöne weiße Hand," entgegnete Saint-Auguste," „Sie wissen allein, welches der Grund ist, warum ich mir das Vergnügen zu versagen gezwungen bin — Graf, ich bitte der Baronesse auf einige Augenblicke den Arm zu reichen, ich sehe dort Jemand, den ich nothwendig sprechen muß." Mit diesen Worten unterbrach Herr von Kowartsky die Worte des

Grafen und eilte mit einer Verbeugung in der Richtung nach dem Salon zu.

Die Baronesse holte tief Athem. „Diese Befreiung von dem Unerträglichen danke ich Ihnen," sagte sie.

„Wie, Adele, ich habe Ihnen einen Dienst geleistet, Sie sind nicht für Herrn von Kowartsky eingenommen?"

„Wie können Sie nur glauben!" rief Adele leise," „ich bin eine Gefangene, deren Vermögen er unglücklicherweise verwaltet und die ohne Schutz seinen Spekulationen verfällt."

„Sie haben diese Ueberzeugung, Adele und ertragen diese Sclaverei?"

„Ach, ich muß!" seufzte die junge, schöne Baronesse," „Sie kennen nicht die Lage, in welcher ich mich befinde — mein Glück, meine Zukunft hängt von ihm ab."

Saint-Auguste promenirte mit ihr durch die Zimmergalerie. „Ich habe kein Recht, Ihre Geheimnisse, die jedenfalls Familiensachen betreffen, zu erfahren," sprach Saint-Auguste — „vielmehr habe ich die Pflicht, mich bei Ihnen zu rechtfertigen, warum ich Ihr Hotel mied. Ich wünsche nicht in dem Verdachte der Unempfindlichkeit in Ihren Augen zu erscheinen. Ich gestehe es, Adele, ich bin ein Bonvivant, suche den Lebensgenuß überall auf — er ist mein Cultus. Manche mögen andere Ansichten haben, nun, ich tadle sie nicht — Jeder nach seinem Geschmack. Aber ich habe ein gewisses Ehrgefühl, ich besitze eine leicht erregte Seele — ich mache mir sonst wenig mit Politik zu

schaffen, sie ist zeittödtend, nicht romantisch genug, um mich für die verlorenen Stunden entschädigen zu können; aber ich bin demohngeachtet leidenschaftlich für Polen eingenommen. Es ist vielleicht eine Thorheit; aber sie beschäftigt mich sehr angenehm in müssigen Stunden; also eine brillante Thorheit."

„Nein, es ist keine Thorheit, Graf," sprach die Baronesse sehr ernst — „setzen Sie Ihre guten Eigenschaften nicht muthwillig herab."

„Was höre ich, Adele — Sie, eine Unterthanin Rußlands, eine Russin durch Ihre Erziehung in Petersburg und in Moskau, und sprechen für Polen?"

„Es herrscht eine Sympathie zwischen den Unterdrückten, Graf."

„Diese Sprache habe ich nicht vor Ihnen zu hören vermuthet," sagte Saint-Auguste — „darum will ich offenherzig sein, ich glaube, es ist auch die einzige Tugend, welche ich besitze."

„Dies Geständniß ist ein Beweis derselben," warf Adele lächelnd ein.

„Man bezeichnet Herrn von Kowartsky insgeheim und insgemein als einen russischen Spion," redete der junge Graf.

„Der Mann bietet mir seine Hilfe an, ohne daß ich schon ruinirt wäre. Das ist verdächtig. Ich konnte nicht ausweichen, ich hatte im Spiel verloren, ich mußte sein

Anerbieten annehmen; indeß ich sendete das geliehene kleine Capital ihm am andern Tage wieder zu, um ihm keine Verbindlichkeiten schuldig zu sein."

„Ich weiß davon nichts," antwortete Adele — „was die Bezeichnung des Herrn von Kowartsky betrifft, so fürchte ich fast, daß sie nicht unwahr sei."

„Ein Spion? wirklich?" fragte Saint-Auguste.

„Ich fürchte es," wiederholte die Baronesse, und als ob sie einem Gedanken nachhinge, schaute sie vor sich hin und schwieg.

„Was ist Ihnen?" fragte der junge Graf, ihre Hand ergreifend. „Ich möchte Ihnen etwas vertrauen; aber Sie müssen mich nicht verrathen."

„An Ihrer Schönheit, Adele, tausend Verrathe, in diesem Punkte bin ich sehr schwach, ich sagte Ihnen, er sei mein Cultus; aber an Ihrem Herzen keinen einzigen."

„Blicken Sie in die Nebenzimmer, ob wir von Herrn von Kowartsky überrascht werden können."

Saint-Auguste verließ sie auf einige Augenblicke, ein eigenthümliches Lächeln schwebte über das schöne Gesicht der Baronesse. „Herr von Kowartsky ist nicht zu sehen," meldete der Graf zurückkehrend — „man singt im Salon, wahrscheinlich eine Spanierin, die sich als schwärmerische Nachtigall hören läßt. Jetzt, schöne Baronesse, was wollen Sie mir vertrauen? Wie sehr Sie mich lieben? Ah, meine reizende Göttin, Sie machen mich überglücklich! Diese lieblichen weichen Formen, diese Haut, wie ein reiner Ala-

baster angehaucht von einer leisen Morgenröthe — ich vergehe in dem Zauber, der mich umfängt!"

„Täuschen Sie sich nicht, Saint-Auguste, Ihre Schmetterlingsnatur läßt sich zufällig hinreißen, und Sie vergessen dabei ganz „eine gewisse Dame in der Straße Honoré Nr. 118."

Saint-Auguste zeigte sich ein wenig betreten, doch nur auf den ersten Augenblick, dann erwiderte er lachend: „Wahrhaftig, Sie sind in mich verliebt, Adele, denn sonst würden Sie nicht meinen Wegen nachspüren. Nun ja, ich läugne es nicht, ich besuche Nr. 118."

„Saint-Auguste," sagte Adele „es mag sein, daß ich eine Zuneigung zu Ihnen empfinde, es giebt gewisse Sympathieen; aber ich muß mich von dem Verdachte reinigen, Ihnen nachgespürt zu haben."

„Und wie haben Sie von Nr. 118 erfahren?"

„Man sprach bei Herrn von Kowartsky davon."

Der junge Graf zeigte einen Schreck. „Von der Dame in Nr. 118?" fragte er, „wissen Sie mehr von ihr?"

„Nein, für jetzt nicht, aber ich finde es nöthig, durch Sie, Saint-Auguste, die Dame zu warnen, auf ihrer Hut zu sein. Im Hotel des russischen Gesandten weiß man ihr Hiersein und ich glaube auch, daß Herr von Kowartsky Sie deßhalb an sich zu locken sucht."

Saint-Auguste befand sich in einer seltsamen Situation. Trotz seines wüsten, ausschweifenden Lebenswandels, der die besseren Keime in seinem Herzen erstickte und ihm

blos jene oberflächlichen Empfindungen ließ, mit denen er besser scheinen konnte, als er war, empfand er jetzt eine Art von Hochachtung in diesem Augenblick vor Adele von Lewin. Der Wollüstling, wenn er noch nicht so weit ruinirt ist, daß sein Körper verwelkt und die Kraft der Seele gleichsam mit dieser zerstörten Hülle untergegangen ist, hat immer noch Momente, wo ihm das Edle, wenn es sich ihm plötzlich entgegenstellt, imponirt. Die Wollust überhaupt ist fast die einzige Leidenschaft, die methodisch tödtet, indem sie den Reiz für andere Leidenschaften schwächt, die Kraft zum Zorne lähmt, den Geiz nicht zuläßt, weil er direkt allen Lüsten entgegensteht, da ihnen selten ohne Aufopferung des Vermögens gefröhnt werden kann. Die Hoffart ist bei dem Wollüstling schon von vorn herein ausgeschlossen, seine Lüste beschränken sich nicht auf eine gewisse Classe; niedrig wie seine Leidenschaft sucht er darnach in den untersten Klassen, der Neid bleibt ihm fremd, weil derselbe als Mischung von Hoffart, Geiz und Zorn eine gewisse Charakterstärke bedingt, ein Gefühl von wahrem oder falschem Selbstbewußtsein, dessen er nicht fähig ist, weil ihn seine beherrschende Leidenschaft schwächt und jeder starke feste Entschluß für ihn unausführbar wird. Nur Eine Neigung fällt mit seinem Hange zu den Lüsten zusammen und diese ist die Völlerei, sie erscheint ihm wie eine Stärkung und Aufmunterung seiner ermatteten Lebensgeister. Graf Saint-Auguste war noch jung, ein kräftiger Körper von Natur, durch Beispiele schlechter Gesellschaft und durch einen na-

türlichen Hang zur Wollust auf diese verderbliche Bahn getrieben.

„Was weiß man von dieser Dame?" fragte er nach einigem Zögern.

„Daß sie eine Emissärin ist, welche gegen Rußland agirt, die unter einfachem Namen hierher nach Paris gekommen, um Sympathieen zu erwecken für gewisse Pläne."

„In der That," entgegnete der junge Graf, „die Spionerie geht weit. Und welchen Antheil nehmen Sie, schöne Adele, an dieser Dame?"

„Den natürlichsten, lieber Graf — ich sagte Ihnen bereits, daß zwischen Unterdrückten Sympathie herrscht; ich verachte die Bestrebungen des Herrn von Kowartsky und wünsche denen nützlich sein zu können, welche das Unglück haben, in diese Bestrebungen verwickelt zu werden. Rechnen Sie zugleich, um sich diese Sympathie erklären zu können, Hochachtung und ein aufrichtiges Gefühl für die unglücklichen Polen dazu, und Sie sind über meine Warnung im Klaren."

„Adele," redete Saint-Auguste — „ich läugne es nicht, Sie haben mich überrascht. Ihre Offenheit verlangt eine gleiche Erwiderung von mir. Die Dame, von welcher die Rede ist, ist in der That eine Feindin Rußlands und hier, um Sympathien zu erwecken. Ich besuche sie öfterer, diese polnischen Complotts sind weniger ennuyant, sie haben einen

gewissen Schwung, man gefällt sich dabei. Mademoiselle Antoinette würde Ihnen sehr dankbar sein für diese Warnung, wenn sie das Vergnügen hätte, Sie persönlich zu kennen."

„Solch einen Wunsch muß ich freilich unterdrücken," entgegnete die Baronesse — „wo fände ich auch eine Gelegenheit, sie zu sehen, ihr sagen zu können, daß ich großen Antheil an ihr nehme?" Saint-Auguste sann einige Augenblicke nach, dann sagte er: „Es geht, ganz gewiß es geht."

„Was meinen Sie?" fragte Adele. „Wenn es Ihnen gefällig ist, führe ich Sie mit ihr zusammen — ah, ein brillanter Gedanke! Ich habe noch nie eine Intrigue angelegt, ich hatte keine Zeit; aber jetzt — jetzt, ich glaube, es wird pikant sein — eine Intrigue gegen Herrn v. Kowartsky, wenn Sie mir die Hand dazu bieten wollen."

„Für die polnische Dame in Nr. 118? Dafür gern, mit Freuden, Graf."

„Gut, nebenbei schöne Adele, als Amüsement zwischen uns eine Liaison, ich werde Sie in die Mysterien meines Cultus einweihen. Ach, theuerste Baronesse — mein Cultus ist eine Abwechslung von Vergnügungen, eine immer erneute und doch immer pikante Fortsetzung von Wonne. Er gleicht einem Journal, dessen Feuilleton stets von Witz überströmt."

Die Baronesse lächelte, sie gab ihm einen leichten

Backenstreich. Saint-Auguste ergriff ihre weiche Hand und bedeckte die Fingergrübchen mit Küssen.

Herr von Kowartsky erschien im Nebenzimmer. „Seien Sie freundlicher gegen ihn,“ bat Adele. „Ich muß es ja, wenn ich Intriguant sein will,“ lachte der junge Graf — „ah, welch eine Aufgabe, einem Spion die Künste ablauern zu wollen!“

Herr von Kowartsky wechselte, als er zu ihnen trat, mit der Baronesse einen Blick und wies sich gegen Saint Auguste außerordentlich zuvorkommend, sie schlenderten langsam durch die Gemächer nach dem Salon zurück. Während hier eine kleine Intrigue angelegt wurde, schloß Lord Orlimont-Bruce eine Bekanntschaft, welche für die späteren Ereignisse unsrer Geschichtserzählung vorzüglich bedeutend ist und mit welcher wir den Leser deshalb bekannt machen müssen. Es war eine alte Dame, die, als sie seinen Namen zufällig nennen hörte, ihn in ein Gespräch verwickelte, aus dem es sich ergab, daß sie jenem Zweige des schottischen Königsgeschlechts der Bruce angehörte, welches unter Cromwell nach Rußland kam und in männlicher Linie bereits im Jahre **1791** ausstarb. Sie nannte sich Fürstin Grusinsky und erklärte dem Lord, daß ihr einziges Trachten schon seit langen Jahren dahin gerichtet gewesen sei, mit Jemand des anderen Zweiges der Bruce zusammenzutreffen, denn es sei, wie man sich in ihrer Familie erzählt habe, eine alte Prophezeihung vorhanden, welche den vom Königsgeschlechte der Bruce abstammenden Gliedern eine Vereinigung und aus derselben entweder eine Erhebung in ihre alten Königsrechte oder gemeinsamen Untergang verkündete. Die Fürstin aus dem Hause der Bruce stammend, dessen letzter männlicher Erbe, wie schon erwähnt, im Jahre **1791** starb, und mit einer Tochter des gräflichen Hauses Mussin-Puschkin ver-

mählt gewesen war, nährte jene Vorliebe für ihre väterliche Abstammung, daß sie Lord Orimont, wie man zu sagen pflegt, fast mit Zärtlichkeiten überschüttete. Sie war eine Frau hoch in die Sechzig, mit Spuren ehemaliger großer Schönheit. Ein eigenthümliches Geschick schien auf dem russischen Zweige der Bruce zu ruhen. Mit dem Vater der Fürstin war der letzte männliche Erbe des Namens Bruce ausgestorben, Kaiserin Katharina übertrug den Namen nach russischer Sitte dem Grafen Basil Mussin Puschkin. Theodosia, die Tochter des letzten Bruce, reichte ihre Hand dem Fürsten Grusinsky, dem letzten Sohne eines der ältesten und erlauchtesten Herrschergeschlechter Asiens, das in Georgien regierte, im Jahre **1801** aber aus der Reihe regierender Monarchen heraustrat und die fürstliche Würde behielt ohne Anspruch auf den Thron, den es so lange Jahrhunderte besessen. Mehre Fürstenhäuser fremden Ursprungs wohnen in Rußland, aber ohne die russische Fürstenwürde zu besitzen. Derselbe Fall betraf das Haus Grusinsky. Die Fürstin Theodosia war Witwe schon seit einer Reihe von zwanzig Jahren. Sie besaß fünf Kinder, welche als späte Sprößlinge ihrer Ehe mit dem Fürsten, noch sehr jung im Verhältniß zu ihrer Mutter waren. Der älteste Sohn zählte **26** Jahre, der zweite **24**, die älteste Tochter **23**, der dritte Sohn **22** und die jüngste Tochter noch nicht ganz **20** Jahre, der Fürst starb fünf Monate vor der Entbindung seiner Gemahlin mit dieser Tochter. Die jüngste Tochter Afanasia und der jüngste Sohn der Fürstin, Valerian, hatten ihre Mutter nach Paris begleitet, indeß die beiden älteren Söhne und die ältere Tochter in Rußland verblieben waren. Die Freude der alten Fürstin Theodosia war außerordentlich, so zufällig mit einem Sprossen des Stammes Bruce, zusammenzutreffen, ihren langgehegten

Wunsch so unvermuthet erfüllt zu sehen. Lord Orlimonts große kräftige Gestalt schien ihr zu gefallen und als nun Lady Dryfesdale hinzutrat, wähnte sie eine Königin vor sich zu sehen, das Entschlossene, Gebietende dieser Frau imponirte ihr. Die Unterhaltung wurde durchaus in französischer Sprache geführt, es war die einzige, welcher die Fürstin Grusinsky mächtig war. Als man die Soirée des Infanten verließ, versprachen Lord Orlimont und Lady Dryfesdale am folgenden Tage bei der Fürstin vorzufahren. Lady Dryfesdale schien eine Idee in sich zu nähren, als sie nach Hause gekommen waren, der Lord bemerkte ihr nachdenkendes Wesen.

„Worüber sinnst Du?" fragte er.

„Sprach die Fürstin nicht von einer Vereinigung der Abkömmlinge unseres Stammes?" fragte sie.

„Ich glaube, ja!" antwortete Orlimont.—„Sie besitzt Reichthum," redete Lady Dryfesdale — „sie sprach von großen Herrschaften — wenn wir diese erringen könnten?"

„Du vergißt, daß fünf Erben dazu sind," erklärte der Lord.

Die Lady lachte. „Ew. Herrlichkeit sind sehr kurzsichtig — gab es für uns eine Unmöglichkeit, als Lord Eduin das Majorat unserer Stammgüter übernahm, ihm das Leben zu verleiden?"

„Nein, wir schafften ihn und Lady Rebekka aus dem Wege," antwortete der Lord gleichgiltig.

„Nun, dann haben Ew. Herrlichkeit die einfache Auflösung meiner Idee in der Wirklichkeit."

Lord Orlimont staunte sie an und schwieg. „Du meinst durch Gift sie aus dem Wege zu schaffen?"

„Nein," sagte sie — „ich bin darüber noch nicht im Klaren — aber nicht Gift, der Weg ist verbraucht, auch gefährlich, wo man nicht die gebietende Macht ist. Vor

allen Dingen ist es nothwendig, die Fürstin zu gewinnen, sie muß unser sein — der Gedanke von Vereinigung der Familie, ist die Fessel, in die man sie schmieden muß. Das Andere ergibt sich dann von selbst."

„Der Gedanke ist colossal," rief der Lord.

„Aber nicht unmöglich," fügte Lady Sarah hinzu. „Es kommt nur auf die richtige Anlage der Dinge an. Andere würden sagen, die Idee sei schon ein Verbrechen; sie sind Narren, die keinen Muth besitzen und der Langeweile, das heißt dem was sie Tugend nennen, darum gehorchen; es ist nur ein Zwang, dem sie folgen, wenn sie nichts Außerordentliches thun, sie vermögen nicht, sich über sich selbst zu erheben, die Furcht klebt ihnen an."

„Ich habe jederzeit über die Thorheit, die man Tugend nennt, gelacht," stimmte Lord Paul bei. „Man schreckt das Volk mit der Idee einer strafenden Gottheit — gut, sie ist für die Würmerseelen, die am Boden hinkriechen, ganz geeignet; aber nicht für uns. Der lächerliche Wahn eines Jenseits, einer Vergeltung, ist eine Frucht der Politik, er paßt herrlich für die Beherrschten. Thron und Altar bedurften ihn als Stütze ihrer Sicherheit, sie bedurften überhaupt die Religion als Zügel, als Schreckmittel — wir sind über den Aberglauben erhaben. Das Nichts nach dem Tode hebt den Muth zum Leben, es lös't die Furcht vor ungewöhnlichen Thaten und vor dem Schreckbild einer richtenden Gottheit. Weg mit diesen Hirngespinnsten! sie verfinstern."

Er läutete.

Onophri trat ein und erhielt den Befehl Wein zu bringen.

„Onophri," sagte der Lord gut gelaunt — „wenn Du

Vater und Mutter hättest, welche reich wären und Du sehntest Dich, sie bei Zeiten zu beerben, was würdest Du thun?"

„Ew. Herrlichkeit, ich würde mit Fendriz ein gutes Abkommen treffen, sie müßten Lebenstropfen trinken."

„Gut, Onophri, gut, Du weißt Dir zu helfen. Ist Fendriz noch närrisch?"

„Ja, Ew. Herrlichkeit, ich glaube, er betet sogar zuweilen."

Der Lord stieß einen furchtbaren Fluch aus. „Wirf ihn in den Stall, Onophri, wenn er sich solchem Aberglauben ergibt."

„Nein," sagte Lady Dryfesdale lachend — „gieb ihm Würzwein, Onophri — wir können ihn noch brauchen und müssen ihn deshalb schonen."

„Wie Ew. Herrlichkeit und Mylady befehlen."

„War der Abbé da?" fragte der Lord.

„Nein," antwortete Onophri.

„So kommt er morgen, dieser Abbé ist ein kluger Kopf."

„Wir müssen ihn an uns fesseln," fügte Lady Sarah bei.

„In einer halben Stunde sende den Patrik her," befahl Lord Paul.

Onophri verließ das Zimmer.

Der Lord leerte in langen Zügen die Flasche und liebkos'te seine beiden großen zottigen Hunde, während Lady Dryfesdale einen Roman von Paul de Kock las.

Ende des ersten Theils.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Sue, Eugène,

Die Sieben Todsünden

Bd.: 1

Grimma 1846

Bamberg, Staatsbibliothek -- MvO.L.ex.o.130(1#1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11750537-1